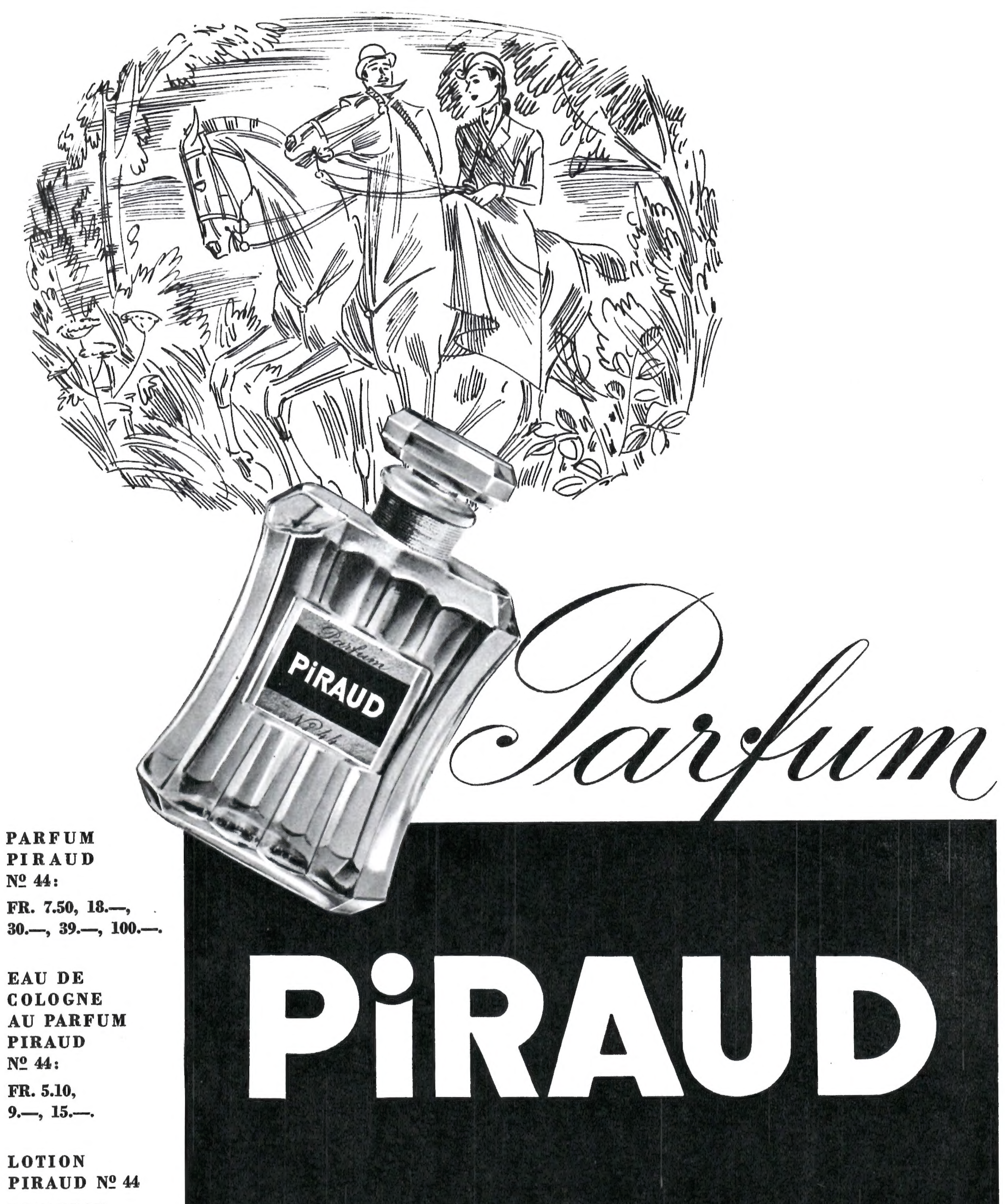
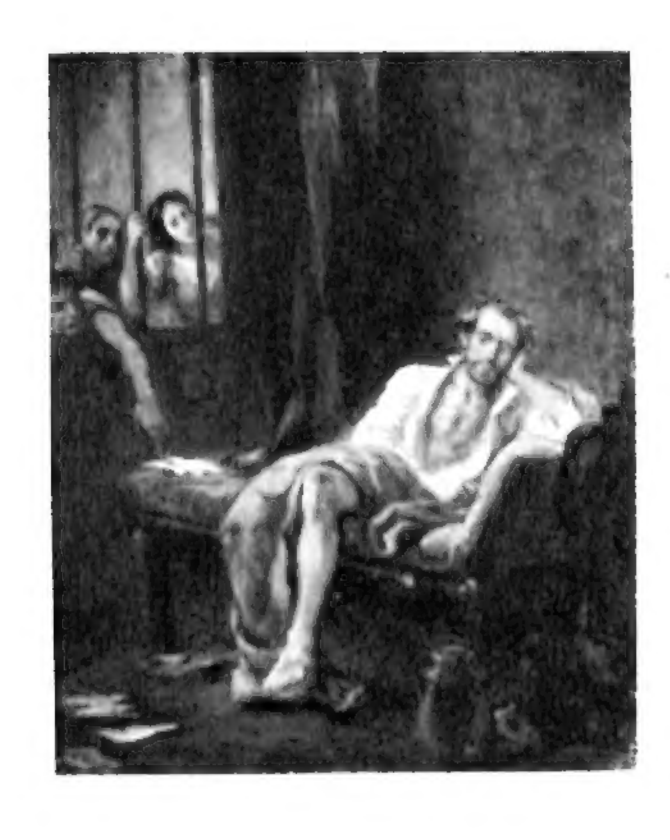
Schweizerische Monatsschrift *Nr. 4 April 1948*



Fr. 2.80


Parfum
PiRAUD
N° 44
Parfum
PiRAUD
PARFUM
PIRAUD
№ 44:
FR. 7.50, 18.—,
30.—, 39.—, 100.—.
EAU DE
COLOGNE
AU PARFUM
PIRAUD
№ 44:
FR. 5.10,
9.—, 15.—.
LOTION
PIRAUD № 44
FRICTION
PIRAUD № 44
N° 44



EUGÈNE DELACROIX, 1798—1863:
Tasso im Irrenhaus, 1839. 60×50 cm
Sammlung Oskar Reinhart, Winterthur

Du

Schweizerische Monatsschrift April 1948 8. Jahrgang

Aus unserm Maiheft

Wie sie zeichneten

Aquarelle in farbiger Wiedergabe und zahlreiche Zeichnungen aus den Skizzenbüchern ehemaliger Architektur-Professoren der ETH. Text von Prof. Linus Birchler

Farbige Doppelseite von Oskar Kokoschka:

Blick ins Wallis

Photos

Unveröffentlichte Dokumente aus dem Briefwechsel zwischen R. M. Rilke und der Fürstin Marie v. Thurn und Taxis
Einleitung von Dr. Ernst Zinn

Freund Bleistift. Eine kleine Anthologie des Lobes und Dankes

Wilhelm Lehmann: Begegnung mit den Wasserprimeln

Werner von der Schulenburg: Herbst in Versailles. Eine Novelle

Alberto Moravia: Das Glück im Schaufenster

Eduard Stemplinger: Literarische Fehlurteile

Gedichte, Anekdoten u. a.



Redaktion: Birmensdorferstr. 83, Postfach 686 Zürich-Hauptpost. Tel. 337691
Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 26.50, Einzelheft Fr. 2.80.
Preis pro Heft in England £ –/4/6; Holland Hfl. 2.50; Luxemburg fr. lux. 35.–; Oesterreich ö. Sch. 9.20; Tschechoslowakei Kč. 50.–; Argentinien $ m/n 3.80

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790

Schäumende Zahnpasten sind besser

Lange Zeit hat man die Bedeutung der Schaumkraft für eine Zahnpasta nicht richtig eingeschätzt. Heute jedoch haben die zahnärztliche und die physikalische Wissenschaft erwiesen, daß schäumende Zahnpasten eine Reihe von Eigenschaften besitzen, die für die Zähne, das Zahnfleisch und den ganzen Mund höchst wichtig sind. Wohl der größte Vorteil ist die bessere Löslichkeit. Wir werden Ihnen in einer Reihe von Aufklärungsanzeigen beweisen, welch gewaltige Bedeutung diese Eigenschaft von Kolynos für Sie besitzt.

Falsch

Gewöhnliche Zahnpasten lösen sich viel zu langsam auf. Sie bleiben im Mund pastig, und es bleiben Reste in den Zahntaschen, die das Zahnfleisch reizen. Probe: man lege etwas Paste in ein Glas Wasser. Ungenügende Pasten bleiben auch nach Stunden fest.

Richtig

Gute Zahnpasten lösen sich sofort auf. Im Munde bilden sie feinblasigen Schaum, der beim Spülen restlos verschwindet. Prüfung: man lege etwas Kolynos in ein Glas mit Wasser. Nach kurzer Zeit wird sich Kolynos zu einer milchigen Flüssigkeit auflösen.

Achtung!

Hat Ihre Bürste einen Belag? Dann haben Sie nicht die richtige Zahnpasta. So wie sie in der Bürste verkrustet, so verkrustet sie im Mund. Sie müssen

wechseln!

Warum ist diese Eigenschaft so wichtig? Weil sich genau dasselbe tagtäglich in Ihrem Mund abspielt. Feste Pasten bleiben pastig und lassen sich auch durch das Spülen nur schwer entfernen. So bleiben oft Rückstände in Zahnfleischtaschen, die Reizungen hervorrufen können.

Kolynos hingegen geht mit Speichel und Wasser sofort in eine leichtalkalische Lösung über, aus der ein dichter, durchdringungsstarker Schaum entsteht. Dieser Schaum überzieht Zähne, Zahnfleisch und den ganzen Mund und dringt in die feinsten Ritzen und Taschen - reinigend, lösend, anregend.

Der weiche, wohlschmeckende Kolynosschaum geht dann beim Spülen auch sofort restlos aus den Taschen und Ritzen heraus!

Die weltberühmte Kolynosformel: Emulgierender Schaumstoff + wertvolle ätherische Öle + fäulnisverhindernde Substanz + spezielles Antiseptikum + Alkokol + Glyzerin + gefällte, extrafeine Kreide.

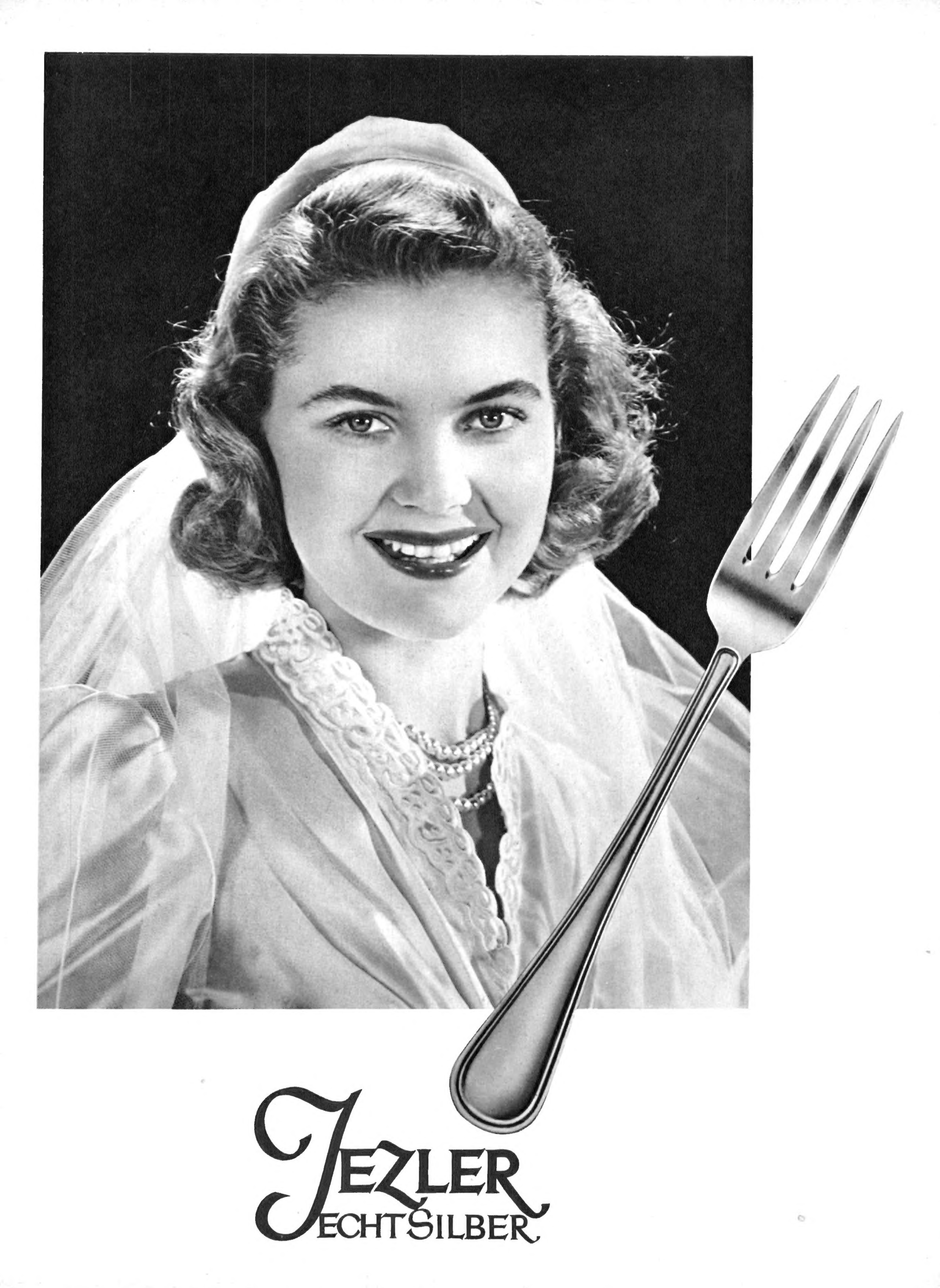
Ihre Zahnpasta muß leicht löslich sein. Die herrlich schäumende Kolynos löst sich im Munde sofort auf.

KOLYNOS

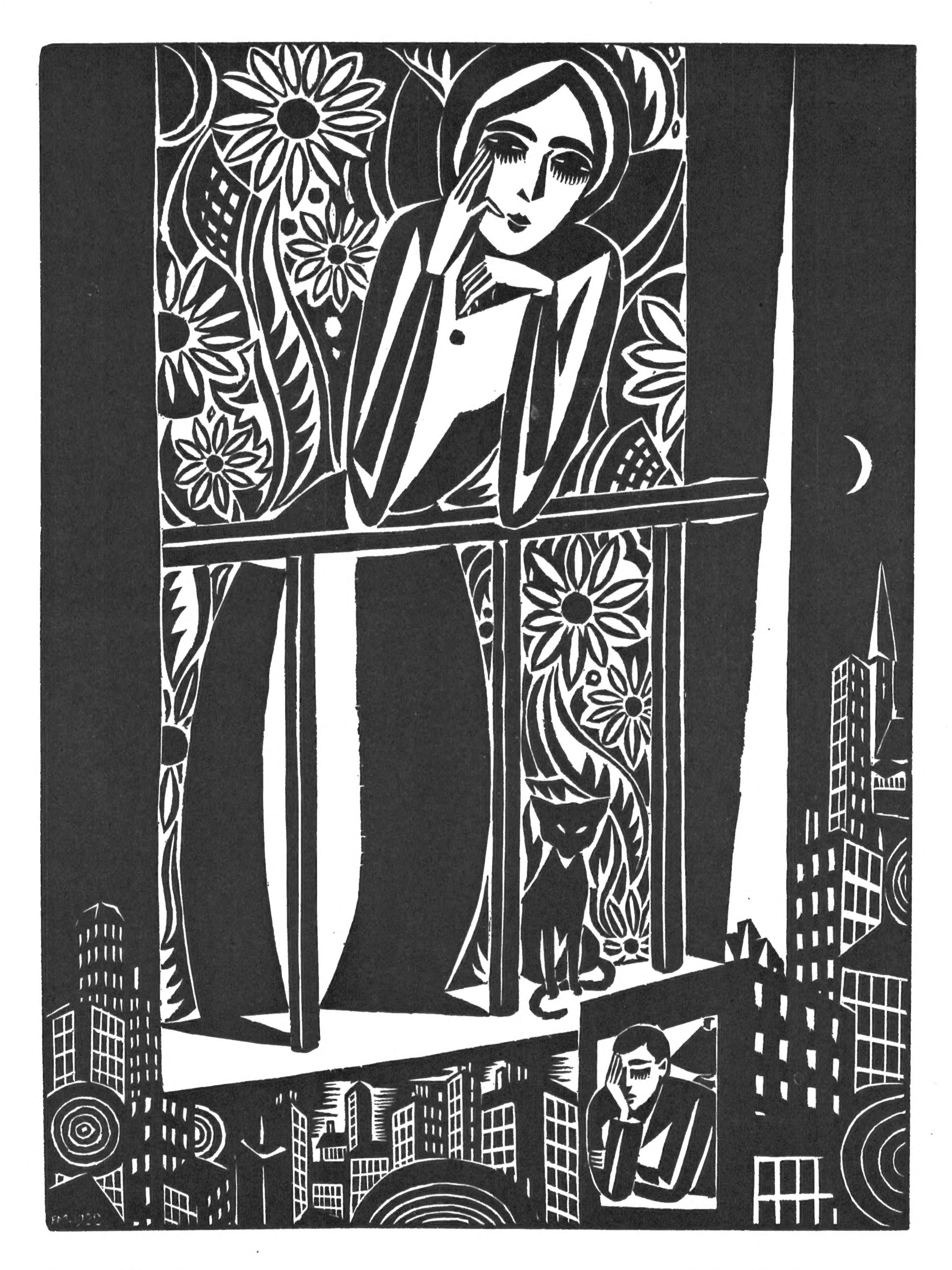


angenehmer, wirkungsvoller, leichter löslich.

Whitehall Pharmacal Co., New York U.S.A. / Doetsch, Grether & Cie. AG., Kosm. Abt., Basel


JEZLER
ECHT SILBER


publicolor
HELVETIA
HELVETIA
HELVETIA
La bonne montre suisse



FRANS MASEREEL, geb. 1889

Liebespaar, Holzschnitt. 1922. Originalgröße

Menschen hinter Mauern

Es ist wunderbar zu sehen, wie das Leben seine Geschöpfe in eine gefahrenreiche Umwelt stellt, sie Wind und Wetter anpaßt und mit klugen, fähigen Waffen für den berühmten Kampf ums Dasein ausrüstet. Manche Einzellwesen wohnen schon in richtigen Panzern. Muscheln schließen ihre harten Schalen, Schnecken ziehen sich, wenn Gefahr droht, in ihr sprichwörtliches Haus zurück. Es wäre reizvoll, einmal alle Wohnungsformen des Tierreiches Revue passieren zu lassen: fast alles, was sich da findet, hat der Mensch später für seine eigenen Belange nochmals erfunden. Der meiste Aufwand geschieht der jungen, verletzlichen Brut wegen. Und so hat auch der hilflose Menschensäugling die Entwicklung der menschlichen Wohnarchitektur mehr beeinflußt, als mancher ahnt. Er stiftet stets von neuem den Herzraum des Wohnens, eine eigene, warme, innige und innerliche Sphäre, um die der Mann als um das Teuerste schützende Schalen und Mauern baut.

Es ist ein weiter Weg von den Höhlen der Steinzeit bis zu den Bunkern des zweiten Weltkrieges. Immer sehen wir den Menschen sich seiner Haut wehren; was ihm die Natur nicht gab, einen Schildkrötenpanzer, das schafft er sich selbst. Die Wortgeschichte führt uns da auf nachdenkliche und amüsante Wege. Gegen den Regen von oben nützen Hut und Schirm nur vorübergehend, der Mensch braucht ein solides Obdach. Nun gehört aber Hut zu hüten, die konkrete Kopfbeschalung führt so zu dem abstrakten Begriff der Hut, in der wir geborgen sind, schließlich gehört die Hütte dazu, die einen Gesamthut für Weib und Kind bildet. Schirm wiederum bedeutet Schild, Schutz, Obdach, Verteidigung; nächstverwandt sind Haut und Fell, um die es ja in diesen Beziehungen geht. Schützen, beschützen meint ein- oder umdämmen, eine Erdaufschüttung vornehmen, einen Wall, eine Mauer machen. Unsere Zimmerwand leitet sich von winden her, sie war einmal das aus Ruten gewundene Flechtwerk; die Steinmauer lernten die Germanen erst von den Römern der Kaiserzeit kennen, aus jener Zeit stammen die Entlehnungen der Wörter Wall, Ziegel, Fenster, Pforte, Keller, Kammer. Wer mit uns die Kammer teilt, ist ein Kamerad. Wer endlich in seinen eigenen Mauern haust, der betätigt abends Schloß und Riegel; wenn dies andere für ihn tun, liegt etwas Unerfreuliches vor. Schloß als Gebäude, Schlosser und Schlüssel weisen auf Fähigkeiten des Menschen hin, die dem Tiere fehlen. Franz Kafkas Schloß, nach dem wir alle unterwegs sind, gibt es weder bei den Termiten noch den Ameisen. Besonders aufschlußreich ist die Geschichte des Wortes Burg. Hinter den Mauern einer solchen kann man einer Welt trotzen, eine feste Burg ist unser Gott, singt Luther. Es handelt sich dabei um ein uraltes, gemeingermanisches Wort, das mit bergen, geborgen sein zusammenhängt. Burg bedeutet einen befestigten Sitz, in dem man geschützt ist, möglichst hoch und unzugänglich auf einem Berg, was den Schutz dann noch mehr verbürgt – natürlich leitet sich der Bürge auch davon her, wie noch die Burgunder, welche monticolae, Bergmänner hießen. Die verbindungsfreudigen Wortforscher hängen bergen auch noch mit Berg zusammen, und zum Geborgensein im Berge gibt es allerlei modern-mythische Belege, etwa daß in der Tiefe des Gotthards Kasematten eingehauen wären, die uns in letzter Kriegsnot retten werden. Jedenfalls erweiterten die Germanen den Burgbegriff rasch auf eine befestigte Gemeinde, eine Stadt mit Mauern, die im unsicheren Lande geborgen ihr Dasein lebt, während auf den Bergspitzen die Raubritter horsten. Abends schließen sich die Stadttore, dann legen sich die Bürger und ihr Bürgermeister zur Ruhe; droben wird die Fallbrücke aufgezogen, gehen auch dort Burgherr und Burggesinde sich schlafen legen. Schließlich überfällt Karl Marx den Bourgeois mit seiner dunkel-prophetischen Kritik, alte Mauern fallen, neue richten sich auf, Kampf und Bedrohung bleiben.

Der Mensch ist ein Gemäuerbewohner, in Groß-New York allein, der größten Stadt der Erde, wohnen über elf Millionen in raffinierten Wohnhöhlen. Viele leiden am Heimweh nach der unberührten Natur, andere lassen sich willenlos leben, wieder andere machen aus dem Zufall ihrer Geburt in einem verarmten Arbeiterviertel eine politische Religion und wollen nicht auswandern. Es gibt Menschen, die sagen, daß sie in ihren vier Wänden glücklich sind, sie müssen es sein, da sie dabei regelmäßig sogar Boden und Decke vergessen. Andere lockt das Meer und ein weißer Walfisch, nichts hält sie am Land; noch einmal andere locken die Verdienste der Braven, sie ruhen nicht, bis sie ihrer habhaft werden, wenn dies zwar allermeist zu einem Leben hinter Gittern führt, dessen mystischer Stille die wenigsten gewachsen sind. Dorthin bringt die Gesellschaft auch Menschen reinen Gewissens, deren Ideale nicht mit den Idealen der herrschenden Schicht übereinstimmen: So geschieht seit Jahrtausenden Furchtbares. Hinter Mauern, in feuchten Kellern, in kalten Gefängnishöfen, in den Konzentrationslagern — wer weiß um die Leiden, die heute, in dieser Stunde, wieder und wieder gelitten werden? Um das Dunkle und Dumpfe, das Bange, wenn die Türe sich wieder öffnet in der Nacht und der Schein harte Gesichter erhellt, die nur schweigen? Und dann der Mord, der gemeine, niederträchtige Mord...

In der modernen Vernunft ist das Herz vereist. Wer es weckt, wird die Erde neu gestalten. Es gibt soviel des Hellen und Zuversichtlichen. Aus den bösen Irrenhäusern sind die einsichtigen Nervenkliniken geworden, die Armenanstalten wandeln sich zu lockeren, freundlichen, dörflichen Siedelungen. Neue Einsichten bringen neue Befreiungen: Das schizophrene Mädchen gilt nicht mehr als vom Teufel besessen und wird nicht mehr verbrannt. Aerztliches Denken bringt Licht in die Ursachen des Verbrechens, der Erbschäden, der Armut, des Massenwahnes, der politischen Seuchen. Das Gespräch des Arztes mit dem Richter reißt nicht mehr ab. Vernommen, aber selten gelebt, steht über uns allen das Meisterwort: «Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.»

Wie Inseln aus einem versinkenden Reich stehen noch die Klöster in unserer Zeit. In ihren Mauern atmen Freiwillige, welche die Welt und ihr trügerisches Gewoge als ein Gefängnis empfinden und ihre klösterliche Stille als ihre große Freiheit. Menschen hinter Mauern, welche Fülle der Aspekte! Wir vermögen nur einige anzudeuten — der freundliche Leser wird dies Heft selber besinnlich mit eigenem Wissen bereichern und ergänzen.

Walter Robert Corti



OTTO MEYER-AMDEN, 1885—1933 Schulklasse, Kompositionsstudie I. Originalgröße. Kunsthaus Zürich

Der Gegenstand, eine Gemeinschaft von Jünglingen, ist häufig, ja vorherrschend, im Werke des Künstlers. Immer wieder begegnen wir ihnen: im Schulsaal, im Schlafsaal, bei der Andacht, in der Kirche. An diesem Gegenstand hat seine gestalterische Sehnsucht am häufigsten versucht, die ihr gemäße Lösung zwischen bloßem Abbild der Wirklichkeit und reiner Form zu finden. Das Wirkliche brauchte er nicht mehr beobachtend aufzuzeichnen, dessen Bild hatte sich ihm in früher Jugend tief eingeprägt: Otto Meyer-Amden hat an die sechs Jahre seines Lebens im Knabenwaisenhaus in Bern zugebracht. Der Vater, ein Schmied, war Bernburger. Als die Mutter früh starb, anvertraute er des Knaben Erziehung dem Waisenhaus. So wurde es oft gehalten. – Das Blau des Bildes ist das Blau der Waisenhäusler-Uniform, wie sie in jenen Jahren noch getragen wurde, ein Ding aus dickem, dauerhaftem Tuch, genau das gleiche im Sommer wie im Winter. Diese Buben gingen während vielen Monaten des Jahres bei jedem Wetter täglich zum Bad in die Aare, in einer Zeit, da das noch ein gänzlich ungewöhnliches Tun war. Wir sprachen mit einem Mann, der heute in leitender Stellung in einem großen Betrieb tätig ist, der ungefähr zu gleicher Zeit wie der Künstler Meyer-Amden viele Knabenjahre im Berner Waisenhaus verbrachte. Er stellte dem Hause dankbar und deutlich ein gutes Zeugnis aus. A. K.

MAX CARL HERZOG: # Wie ich ihn sah

ZUM 15. TODESTAG VON OTTO MEYER–AMDEN

Am 15. Januar 1933 starb Otto Meyer-Amden im Kantonsspital Zürich im Alter von 48 Jahren. Ich hatte ihn drei Tage vorher mit großer Mühe in meinem Wagen von der Au, wo er einige Zeit bei Hermann Huber in Pflege war, ins Spital gebracht. Die unheilbare Krankheit hatte ihren Höhepunkt erreicht. In seinem Krankenzimmer hatte eine liebe Hand einige seiner Bilder aufgehängt. Der Chefarzt und seine Assistenten standen bei der Visite staunend davor, sie verstanden sie nicht, was durchaus begreiflich war. Da hielt er ihnen trotz Atemnot einen längeren Vortrag über seine Kunst. Der Chef war so beeindruckt, daß er mir sofort telephonierte: «Herzog, wir Aerzte können Meyer nicht behandeln, er ist uns so überlegen. Wollen Sie die Behandlung weiter übernehmen?» Das war noch nie vorgekommen, daß ein praktischer Arzt im Kantonsspital einen Patienten behandelte. Ich sagte zu. Als ich an sein Krankenbett trat, umarmte er mich, was sonst nicht seine Art war, und sagte nur: «Gott sei Dank!» Am 15. Januar 1933, an einem strahlend schönen Wintersonntagabend bat er mich um die einzige und letzte ärztliche Handreichung und schlummerte kampflos hinüber. Seither ist es still geworden um Otto Meyer-Amden. Er war ja auch im Leben immer allein. Nur kurz vor seinem Tode kamen sie gelaufen, Käufer, Kunsthändler, Kunsthistoriker, Kunstkritiker. Wenn ich Zeit hatte, flüchteten wir im Auto aufs Land, um sie nicht empfangen zu müssen. Waren sie doch da, so war er sehr liebenswürdig mit ihnen und zeigte ihnen alles, was er hatte. Direkt verkaufte er ihnen aber nichts, obschon er das Geld hätte brauchen können. Er ließ sie nochmals kommen, wenn er einen guten Eindruck bekommen hatte, jedoch nicht, ohne sich vorher mit mir zu besprechen, ob er diesem oder jenem ein Bild geben solle. Fand er Verständnis, so schenkte er einfach weg oder gab die Sachen um wenig Geld ab.

Ich kannte Otto Meyer schon viele Jahre bevor er mein Patient wurde. Als er 1928 von Amden nach Wollishofen ganz in meine Nähe kam, sahen wir uns oft allein oder zusammen mit Hermann Huber oder Oskar Schlemmer, wenn letzterer zufällig in Zürich war. Am 2. August 1931, es war ein heißer Sommertag, stand er unvermutet in meinem Sprechzimmer und sagte: «Diesmal komme ich als Patient und nicht als Kollege. Sie sind ja Maler und auch Arzt und deshalb nicht so schlimm wie Ihre Kollegen; ich habe so Angst vor ihnen. Ich leide an Atemnot.» Ich war schon lange im Bild, was vorging. Er sah sehr schlecht aus und hatte dazu noch einen fürchterlichen Röntgenkater, von der Bestrahlung der Schilddrüse herrührend. Ich tröstete ihn, so gut ich es vermochte, und versprach ihm, ihn zu besuchen. Und dann geschah es, daß ich anderthalb Jahre bis zu seinem Ende fast tagtäglich einige Stunden abends, wenn die Praxis es mir erlaubte, bei ihm war.

Der Zugang zu seinem Inneren war nicht leicht. Es bestand eine dicke Mauer von allerlei Mystik um seine Persönlichkeit. Bald aber erkannte ich, daß diese Einstellung von außen in ihn hineingeheimnist wurde. Der deutsche Maler Oskar Schlemmer (1888—1943) war wohl der einzige Mensch seiner Umgebung, der die Totalität der Persönlichkeit Otto Meyers ganz erfaßte. Schlemmer hatte ein hohes geistiges Niveau, und sein künstlerisches Schaffen war direkt kongenial dem Schaffen Otto Meyers. Das zeigt auch die Monographie, die Schlemmer 1934 über Meyer geschrieben hat. Es freute mich dann auch besonders, daß Hermann Hesse, dem ich das Manuskript schickte, in literarischer Beziehung durchaus damit einverstanden war. Es wäre ein großes Verdienst an beiden Künstlern, wenn man diese Schrift in einer einfachen, kleinen Ausgabe neu herausgeben und namentlich unter die jungen Maler verbreiten könnte.

Wir verstanden uns von Anfang an ausgezeichnet; das Vertrauen war gegenseitig und blieb es bis ans Ende. Als Arzt hatte ich bei dieser infamsten Krankheit nichts zu bestellen; von lindernden Medikamenten wollte er nie etwas wissen. Das einzige, was er von mir verlangte, war, ihm Klarheit über seine Krankheit zu verschaffen. Mit Farbstiften machte ich ihm eine saubere Zeichnung des Querschnittes der Schilddrüse und mußte ihm alle Abweichungen von der Norm erklären. Einmal überraschte er mich mit einer Darstellung der modernsten Theorie über sein Leiden. Dieselbe war rein intuitiv erfaßt. Durch Selbststudium füllte Otto Meyer seine Bildungslücken aus. Eine höhere Schulbildung konnte er nicht genießen, was ich fast beglückwünschte, wenn ich an Cézanne denke, dem seine akademische Bildung in die Quere kam und der oft darunter zu leiden hatte, daß er zu wenig naiv sein konnte. Otto Meyer hatte gegenüber mir den Vorteil, den richtigen und einzigen Weg durch spontanes, intuitives Erfassen zu finden. Die Qual des Auslesens der verschiedenen Möglichkeiten blieb ihm erspart. Ich stand oft an einem Wegweiser mit vielen Richtungen; er brauchte diesen nicht.



OTTO MEYER-AMDEN — Entwurf für ein Glasfenster. Originalgröße. Privatbesitz



OTTO MEYER-AMDEN — Studie zu einem Schulbild. Originalgröße. Privatbesitz

In den oft nächtelangen Debatten (er konnte ja wegen Atemnot nachts wenig schlafen) waren es zwei Probleme, die uns immer wieder beschäftigten: das psychologisch-künstlerische und das mathematische. Otto Meyer war eine stark introvertierte Persönlichkeit. Jedes künstlerische Schaffen ist ja ohne Introversion nicht möglich und erst recht nicht das Schaffen von Otto Meyer. Er lebte absolut kompromißlos und machte nie eine Konzession an irgendeine Konvention. Dies mußte unweigerlich zur Vereinsamung führen. Treue zum eigenen Gesetz, welches er angetreten hatte, schien ihm selbstverständlich. Er ging seinen eigenen Weg und hielt ihn für den besten. Er hatte eine Bestimmung und hörte auf die Stimme des Innern. Er war bestimmt. Er sagte bewußt ja zur Macht der ihm entgegentretenden inneren Bestimmung und wurde so zur isolierten Persönlichkeit. Das war die große, dicke Mauer um ihn herum.

Die Schizophrenie in all ihren Spielarten und graduellen Unterschieden war ein beliebtes Diskussionsthema. Otto Meyer hatte die seltene Fähigkeit, größere und kleinere Inhalte seines Unbewußten jederzeit seinem Ichbewußtsein anzugliedern und so Ordnung zu bringen in sein künstlerisches Schaffen. Der Franzose Cézanne auf der einen Seite mühte sich ein Leben lang ab mit dem Objekt außerhalb von ihm und suchte Ordnung zu bringen in seine farbigen Prismen und ging immer wieder vor sein gleiches Motiv, den Mont St. Victoire; der deutsche Meyer-Amden mühte sich ewig ab mit seinem inneren Objekt, dem objektiv-psychischen (Unbewußten). Als Psychiater und Maler wäre es für mich sehr verlockend, die Berührungspunkte und Unterschiede der Kunst Meyer-Amdens und der Arbeiten unserer malenden Brüder hinter den Anstaltsmauern aufzudecken. Aber das Thema ist mir zu gefährlich. Ich würde es wagen, wenn ich Otto Meyer oder Bleuler oder Jung vor mir hätte. Ich hatte kurz vor dem Tode meines Lehrers E. Bleuler Gelegenheit, über dieses Thema mit ihm zu sprechen. Ich stellte die These auf: Bei der künstlerischen Tätigkeit ist das Vorhandensein einer Schizophrenie (in erweiterter Auslegung) ein positives Vorzeichen und kann durch Fleiß und technisches Können niemals aufgewogen werden. Er rief mir zu: «Stimmt! Schreiben Sie darüber.» Fortsetzung Seite 67



OTTO MEYER-AMDEN

Rekrutierung im Internat. Originalgröße. Privatbesitz

HEDWIG BOYE

MENSCH UND MAUER

Es gibt Mauern und Mauern. Im engsten Sinne solche aus Stein oder aus Ziegeln. Wenn wir die «Mauer» aber im breitesten Sinne des Wortes zu erfassen suchen, so müssen wir uns auch mit solchen aus Brettern oder Pfählen beschäftigen, mit dem aus Erde aufgeworfenen Wall oder dem in sie tief hineingebetteten Graben. Der moderne Stacheldraht oder die mit Elektrizität geladenen Gitter und alle anderen Absperrungen gehören dazu. Einerlei, aus welchem Stoff sie erbaut sind und welche Form sie angenommen haben: ihr Wesen besteht darin, daß sie immer eine vom Menschen bestimmte und gezogene Grenze, eine Einschränkung, ein «Nur-bis-dahin-und-nicht-weiter» bedeuten.

Es gibt keine natürlichen Mauern, es gibt nur natürliche Grenzen: Berge, Seen, Schluchten ... In den sechs Tagen der Schöpfung hat Gott keine Mauern errichtet; vor dem ersten Menschenpaar lag die Erde offen in ihrer unendlichen Weite. Doch weder die Erde noch der Mensch blieben paradiesisch. Nach Adams Fall hat Gott die Pforte Edens geschlossen, hat eine Grenze, eine Mauer schlechthin bestimmt. Die Erde trug fortan Dornen und Disteln, und der Mensch, nachdem er vom Baume der Erkenntnis aß, wurde böse und gut zugleich. Um dieses Bösen willen sind auch alle späteren Mauern entstanden. Dieses Böse auf der Erde und im Menschen, vor allem aber in ihm, bildet den wahren Grund, daß es überhaupt Mauern gibt.

Des Menschen Wille und Hand schuf die Mauer; er gab ihr auch die Seele. Und deshalb gibt es gute und böse Mauern, solche, die dem Menschen dienen und solche, die gegen den Menschen gerichtet sind. Fesseln gleich, einengend, bedrückend. Ob sie aus Holz oder Stein oder sonstwie gestaltet seien, immer üben sie Macht aus über die ihnen Ausgelieferten. Sie nehmen ihnen die Freiheit und verwenden Gewaltmittel. Sie werden gefürchtet, verwünscht, gehaßt.

Diese Mauern umschließen alle diejenigen, welche für die Welt der «Normalen», für das anerkannte oder angeordnete System des Staates, oder für die bürgerliche Ordnung der Gesellschaft, eine wirkliche oder vermeintliche Gefahr bilden. Kriegsgefangenenlager, Gefängnis, Irrenhaus! — Mauern! Und dann diejenigen, welche sich hermetisch um die Unreinen schließen. Im Mittelalter? Ja, auch! Aber vor allem heute. Damals schlossen sie sich um die Pestkranken, um die Aussätzigen, heute schließen sie sich um die rassisch, politisch oder weltanschaulich «Unreinen»!

Hohe, düstere Mauer vor einem mächtigen, kahlen Haus. Ein Gefängnis. Hier ist die Grenze; jenseits liegt eine andere, eine stumme Welt. In ihr leben Menschen, die das Gesetz zur Strafe der Freiheitsentziehung verurteilte. — Menschen vor der Mauer; Menschen hinter der Mauer. Zwei Welten, zweierlei Sprachen.

Hier der Freie mit seiner feststehenden Meinung: er verrichtet seine tägliche nützliche Arbeit, er bezahlt pünktlich seine Steuern, und seine Fingerabdrücke «schmücken» die Polizeiregister nicht, sie bleiben sozusagen seine Privatangelegenheit. Für ihn, den Freien, sitzen dort die Feinde aller rechtschaffenen Bürger; wäre nicht Schloß und Riegel, so würden sich die Gemeingefährlichen wie ein stürzendes Wasser über die Ebene des geordneten Lebens ergießen. Vor diesem Strom schützen ihn, den Freien, die Gefängnismauern.

Er, der Unbescholtene, meint außerdem, die Einsperrung sei eine Strafe, eine genau dosierte Strafe für das kürzere oder längere Register der Vergehen, Sühne für Schuld.

Weiter meint er, und seine Meinung wird verstärkt durch das, was er immer und immer wieder las: daß das Leben hinter den Mauern eine «erzieherische Wirkung» ausübe. Die Zeitungen sind voll davon; die Zeitungen sind aber auch voll von Berichten über immer neue Verbrechen und Kriminalprozesse. Und die dort auftretenden Eintagshelden sind meistens keine Neulinge, sondern alte, bewährte Bekannte — die Rückfälligen.

Jetzt wird der Rechtschaffene etwas verwirrt. Denn angesichts der Tatsachen kommt er nicht darüber hinweg, daß hier ein Widerspruch vorliegt: die erzieherische Wirkung der Gefängnisstrafe und die Rückfälligkeit der Entlassenen reimen sich schlecht zusammen.

Seine Verwirrung ist berechtigt, denn hier drängt sich eine Frage auf, hier liegt tatsächlich ein Problem.

Auf der einen Seite steht die immer auftauchende These der Besserung. Die andere Seite nehmen die Statistiken ein und die aus ihnen hervorgehende traurige Bilanz. Hier die erdrückende Quantität der Rückfälligkeit, dort die rare, aber überzeugende Qualität der Fälle einer wirklichen Besserung. Jedes spricht für sich; jedes bildet ein Argument. Welchem glauben, welchem recht geben? Dem Kühlen, dem Skeptiker oder dem eigensinnigen Optimisten? Das ist die Frage, und eine eindeutige Antwort ist sehr schwer, denn tatsächlich, das Zünglein an der Waage steht senkrecht.

Ist es aber nicht so, daß man von der armen Gefängnismauer zuviel verlangt, vor allem zu Gegensätzliches? Denn kann eine Mauer so vielseitig sein, daß sie zugleich straft und fesselt und dann außerdem noch besser macht? Gefängnismauern wurden in ihrer erdrückenden Mehrzahl im Geiste der Sühne und Härte erbaut; der alte Geist steckt in ihnen und wirkt weiter, auch wenn man die Mauer mit neuen Plakaten beklebt.

Wer hat schon darüber nachgedacht, was es in Wirklichkeit bedeutet: Freiheitsentziehung? Was es für *den* bedeutet, der es jahrelang am eigenen Leibe erfahren muß. Wie ist man entsetzt, wenn man von Folterungen und von Todesstrafe hört. Doch hierzulande gibt es so etwas nicht. Beides ist abgeschafft. Beides ist menschenunwürdig.

Die Freiheitsentziehung greift nicht nach dem Körper. Sie greift nach der Seele. Die Seele wird auf die Folter gespannt. Und welche Qual ist größer: die des gemarterten Körpers oder die der gequälten, gefolterten Seele? Wer entscheidet das? Doch nur der, welcher beides ausgestanden hat.

«Wenn eure Strafgesetzgebung durch ihre Härte das Gefühl der Menschheit empört, so veranlassen eure Gesetze zehn Verbrechen gegen eines, dem sie steuern. Das ist im gemeinen Leben so wahr als in der öffentlichen Gesetzgebung ...», so spricht Pestalozzi in «Gesetzgebung und Kindermord».

Freilich, auch hinter diesen Mauern, auch heute noch kommt es vor, daß ein Mensch von der eigenen Dunkelheit befreit wird, daß eine Umwandlung aller Werte in ihm stattfindet und ihn auf eine höhere Warte hebt. Aber wenn das hie und da geschieht, so geschieht es durch Gottes Wunder, durch eines Menschen Barmherzigkeit oder durch die eigene, eiserne Seelenkraft des Gefangenen. Also nicht *durch* die Mauern, sondern *trotz* den Mauern.

Soll aber die Mauer einmal mithelfen am Schaffen neuer Werte, soll sie die Aufgabe erfüllen, die ihr aufgetragen ist, so müßte sie erst anders werden. Denn Erziehen heißt nicht Strafen und Erdrücken, sondern Verstehen und das Gute fördern. Man müßte viele Mauern niederreißen, um den in ihnen steckenden bösen Geist zu vertreiben. Man müßte neu aufbauen vom Grundstein an, und dazu braucht man nicht in erster Linie Geld und Ziegel, sondern «*nur*»: anders denken können, verstehen wollen und glauben!

Wird man es tun? Wird dieser Wandel einmal kommen?

M. BLEULER

Die psychiatrische Anstalt im Wandel der Anschauungen

Wer glaubt, daß sich die Einstellung der Bevölkerung auch nur eines kleinen Staatswesens seiner Anstalt für Geistes- und Gemütskranke gegenüber einheitlich umschreiben ließe, geht fehl. In dieser Einstellung widerspiegelt sich vielmehr die ganze Mannigfalt menschlichen Ueberlegens und Empfindens mit allen Gegensätzlichkeiten und Widersprüchen, Liebe und Haß, Demut und Ueberheblichkeit, Scheu und Reformen-Mut, Hingabe und Selbstsucht, Aberglauben und vernunftvolles Urteilen. Für den einen ist die Anstalt gerade gut genug, um in ausgelassener Laune seinen Spott über sie auszuschütten, wird doch ihr Dienstbetrieb zum Beispiel durch häufige nächtliche Telephonanrufe aus Wirtschaften gestört, damit in einer Bierlaune ein grober oder harmloser Scherz mit ihr getrieben werden kann. Für den andern aber ist die Anstalt ein Ort des Grauens, an dem seiner Ueberzeugung nach allerhand dunkle Machenschaften gebrütet werden, wo Menschen ungerechtfertigt gefangengehalten oder mißhandelt werden, so daß er am liebsten dauernd einen Staatsanwalt darin tätig wüßte oder (welche Frage tatsächlich in einem Parlament aufgeworfen wurde) ein Sondergesetz gegen die Anstaltsärzte in Kraft sehen möchte, das sie zu einer Sonderkategorie von Bürgern stempelte. Da und dort lodert auch wilder Haß gegen die Anstalten auf, bald mehr gegen die Kranken selbst, bald mehr gegen ihre Betreuer; es wird Beschwerde geführt, daß ausgehende Kranke das Bild einer idyllischen Landschaft verdürben, daß die Anstalt die Aussicht störe, daß die Kranken zu gutes Essen serviert bekämen, daß sie mit einer Zentralheizung bedient würden, während eine solche nicht der ganzen Bevölkerung zur Verfügung stände... Wieder andere sehen aber in der Anstalt den Inbegriff der Caritas, den Ort, wo menschlicher Helferwille am nötigsten ist, wo Menschlichkeit und Güte auf eine besonders dornenvolle Probe gestellt werden. Im Sinne dieser Auffassung fließen den Anstalten auch in den schwersten Zeiten die reichsten Gaben zu, zum Beispiel für Weihnachtsbescherungen, über die Hilfsvereine für Geisteskranke für einzelne Patienten, und freiwillige Helfer, zum Beispiel in der Pflege und in der sozialen Fürsorge, stehen ihr bei. Das Gefühl dafür, daß in den Anstalten ein höchster Einsatz an Helferwille möglich ist, läßt ihnen auch immer und immer wieder Menschen zuführen, die im Anstaltsdienste ihre Lebensaufgabe sehen. Selbst heute, wo sie so leicht mühelosere, weniger verantwortungsvolle und besser honorierte Arbeit fänden, können viele Schwestern aus den tüchtigsten, aufgeschlossensten und an ein selbstloses Ziel hingebungsbereitesten Mädchen rekrutiert werden. Eine große Zahl junger Männer stellt nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch ihre Lebensinteressen und ihr Herz als Pfleger zur Verfügung. — Wenn so die Einstellung zu den Anstalten oft von leidenschaftlicher Anteilnahme beherrscht wird, so findet man aber auch in weiten Kreisen, sogar in vielen politisch tätigen, große Gleichgültigkeit der Anstaltsproblematik gegenüber.

Suchen wir kulturhistorisch über die eigene Zeit hinauszusehen, zeigt sich das Anstaltswesen im Laufe der Zeiten als Ausdruck völlig verschiedener Anschauungen und Strebungen. Oft wurden die Anstalten — wenn man diesen Begriff auf frühere Zeiten übertragen darf — ganz von religiösen Bewegungen getragen. Manchmal war die Verehrung des Geisteskranken selbst eine religiöse Forderung, manchmal wieder der Dienst am Geisteskranken. So wurden Pflegestätten für Geisteskranke Bestandteile von Tempeln, Heiligtümern, Kirchen und Klöstern. Im Heiligtum des Asklepios zu Epidauros wurden vom 6. Jahrhundert vor Christi Geburt an während achthundert Jahren Kranke — und auch Geisteskranke — im Rahmen des Götterkultes behandelt. In christlichen Klöstern wurden Geisteskranke zum Beispiel im 5. und 6. Jahrhundert durch die Hieronymiten gepflegt. Die mohammedanische Religion sah ihrerseits in der Geisteskrankheit oft etwas Heiliges, so daß die Pflege des Geisteskranken an heiligen Oertlichkeiten zu den religiösen Handlungen gehörte. So stammt aus der frühen Zeit des Islams das «Moristane» in Kairo; in Fez wurde das Moristane, das heute noch existiert, unter dem Sultan Abou Youssef im 13. Jahrhundert gegründet. — Der Glaube an die Besessenheit Geisteskranker und ihre Verbundenheit mit der Hexerei im Mittelalter und der frühen Neuzeit hingegen richtete sich *gegen* den Geisteskranken. Auch das «Anstaltswesen» vom späteren Mittelalter an bis tief ins letzte Jahrhundert hinein entsprang nur dem Bedürfnis nach Sicherung der Gesellschaft vor gefährlichen Geisteskranken. In Narrentürmen und den alten Irrenhäusern fristeten sie ein jammervolles Dasein in dunkeln Verließen, Kälte, Hunger und Schmutz preisgegeben, oft angekettet, angeschmiedet oder in Zwangsmöbel eingezimmert. Zweifellos schwingt das Grauen vor diesen Zuständen, die unsere Urgroßväter noch erlebten, bei der heutigen Einstellung zu den Anstalten immer noch mit. — Ein besonderer Geist schwebte den Anstalten vor, die in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts von der Schule der sogenannten «Psychiker» geleitet wurden: Sie wollte zwar die Geisteskranken nicht nur verwahren, sondern der Gesellschaft gesund wiedergeben; auf Grund von theologischen Spekulationen glaubten sie aber, die Ursache der Geisteskrankheit liege in böswilliger Hingabe an die schlechten Leidenschaften und könne durch Strafen und Bußen beseitigt werden; kein Wunder, daß auch eine solche Schule zu inhumanen Methoden neigte.

Der Grundgedanke des *heutigen* Anstaltswesens ist bereits über hundert Jahre alt. Er wurde vom Siegeszug des naturwissenschaftlich-ärztlichen Denkens getragen. Die Anstalt soll mit den Mitteln der Medizin heilen, mildern und pflegen. Ihr Ideal wurde deshalb darin gesehen, daß sie einem Spital für körperlich Kranke möglichst gleich sei. Eine Zeitlang wurde diesem Ideal in derart äußerlicher Weise nachgelebt, daß die psychiatrische Anstalt nur aus Krankensälen mit langen Reihen von weißen Betten bestand, bis man er-

kannte, daß Geisteskranke aufstehen, arbeiten, sich unterhalten und eine Verantwortung auf sich nehmen müssen; nicht eine äußere Aehnlichkeit zwischen Anstalten für geistig und körperlich Kranke ist anzustreben, sondern in beiden müssen sich derselbe glühende Helferwille, dieselben nüchtern-wissenschaftlichen Ueberlegungen in ihren Dienst stellen.

Allem voran hat so die heutige psychiatrische Anstalt gleichartige Heilaufgaben wie das allgemeine Krankenhaus: mit Fiebererzeugung heilt sie die früher unaufhaltsam zum Tode fortschreitende syphilitische Hirnentzündung, die progressive Paralyse; mit medikamentösen und diätetischen Mitteln überwindet sie viele Krampfkrankheiten; in rasch zunehmendem Maße zieht sie hirnchirurgische Eingriffe von heilender Bedeutung bei; mit Dauerschlafkuren oder mit Insulinkuren begegnet sie den qualvollen Zuständen bei Opiatsucht oder vielen Episoden im Verlaufe von schizophrenen Geisteskrankheiten — um nur einige Beispiele zu nennen. Zu einem besonderen Heilmittel der Anstalt ist die Auferlegung von Verantwortungen an den Kranken geworden, der durch ihre Erfüllung die Beziehungen zur Wirklichkeit wiedergewinnen und genesen kann. In diesem Sinne bildet die geeignete Beschäftigung der Kranken, die Arbeitstherapie, eine besonders wichtige Methode. Wo die Anstalt nicht heilen kann, soll sie pflegen, mildern und bessern. Diese Pflegeaufgaben sind vielseitig: da sind völlig hilflose Kranke, die keinen Schritt allein gehen können, ohne sich durch Umfallen zu gefährden, die Fenster und Türen verwechseln, die selbst ihre Leistungsfähigkeit grob überschätzen und ihre Pflegebedürftigkeit unterschätzen und deshalb beständig unmögliche Forderungen stellen; da sind andere, die nicht essen wollen und denen die Nahrung wie einem Kinde eingelöffelt werden oder gar durch die Magensonde eingeführt werden muß; andere sind in ihrer Schwermut beständig vor gefährlichen Selbstverstümmelungs- und Selbstvernichtungs-Versuchen abzuhalten; wieder andere sind gefährlich gewalttätig; andere neigen dazu, die Umgebung mit Verleumdungen, Beschimpfungen und Hetzereien zu quälen — kurz, jeder Kranke stellt ein pflegerisches Problem besonderer Art dar. Diese Pflege führt den Kranken häufig über eine stürmische und tragische Lebensepoche hinweg, bis eine Spontanheilung auftritt. Die Pflege kommt deshalb oft den eigentlichen Heilaufgaben an lebensrettender Bedeutung gleich. Von den erstmals in einer psychiatrischen Anstalt Aufgenommenen kann die große Mehrzahl, über zwei Drittel, in geheiltem oder wesentlich gebessertem Zustande dem freien Leben wieder zurückgegeben werden. Den unheilbaren Kranken aber mildert die Anstaltspflege ihr qualvolles Schicksal und nimmt den Angehörigen Pflichten ab, denen sie kaum gewachsen wären und an denen sie sich aufreiben würden.

Dieser ärztlichen Konzeption des Anstaltswesens, die es ganz in den Dienst des Geisteskranken stellt, ist der Gedanke fremd, daß es auch die Interessen der Gesellschaft gegen den Geisteskranken vertreten sollte, wenn dieser asozial ist. Wenn trotzdem (zum Beispiel durch den Verwahrungsartikel des neuen schweizerischen Strafgesetzbuches) den Anstalten dauernd auch Aufgaben im Sinne der Rechtspflege aufgezwungen werden, so entspringen aus der Gegensätzlichkeit dieser Aufgaben mit dem Grundgedanken der Anstalt oft schwere Reibungen. Auch eine gleichmäßige Einstellung der Bevölkerung zur Anstalt wird dadurch gestört.

Vieles deutet darauf hin, daß wir vor einer neuen, großen Wende in den Anschauungen über die Anstalten und vor einer Revolution des Anstaltswesens stehen. Wohin wird sie führen? Darüber sind erst Vermutungen möglich: Vorerst wird die unaufhaltsam zunehmende Spezialisierung der Medizin berücksichtigt werden müssen. Vor hundert Jahren hoffte man, daß *ein* einziger Krankenhaustyp für Geisteskranke alle medizinischen Anzeigen erfüllen könnte. Diese Hoffnung ist an der zunehmenden Fülle und Differenziertheit der ärztlichen Diagnostik und Therapie zerschellt. Hirnchirurgische, endokrinologische, stoffwechselpathologische, konstitutionspathologische und noch anders gerichtete Methoden machen die mannigfachsten Einrichtungen nötig. Die psychotherapeutischen Notwendigkeiten sind vielfach anders gerichtet als die den Körper erfassenden Bedürfnisse. So ruft vorerst die zunehmende Spezialisierung der Medizin nach neuen und differenzierteren Anstaltstypen. — Sodann scheint es, daß die rein ärztlich-naturwissenschaftliche Auffassung in ihrer ein Jahrhundert alten «splendid isolation» nicht auf die Länge mehr wird aufrechterhalten werden können. In der modernen Gesellschaft existieren Rechtswesen, Armenwesen, Krankenwesen nicht mehr unabhängig voneinander, und naturwissenschaftliche, ärztliche, weltanschauliche und religiöse Strömungen fließen bei der Umformung der Gesellschaftsordnung zusammen. So werden immer dringlicher Forderungen der Sozialmedizin, der Rechtspflege, der verschiedensten weltanschaulichen Strömungen geltend gemacht, denen sich die Anstalten auf die Länge nicht werden verschließen können. Sie rufen ihrerseits nach einer Spezialisierung der Anstalten nach verschiedenen Aufgaben. — Die naturwissenschaftlich eingestellte Medizin, wie sie dem letzten Jahrhundert entsprang, suchte an der Störung des Einzelnen die Erkenntnis über unpersönliche Krankheiten; sie schuf Anstalten, wie sie für die generelle Behandlung einer Anzahl von «Krankheiten» notwendig schien. Heute beginnen wir aber wieder auch den umgekehrten Weg einzuschlagen: wir suchen am Leiden des Kranken seine Persönlichkeit in ihrer Einmaligkeit zu erfassen; wir möchten keine Anstalten mehr für eine bestimmte Gattung von Krankheiten, sondern wir suchen die Umgebung, die der Persönlichkeit jedes einzelnen Kranken gerecht wird. Daraus ergibt sich die Forderung, daß in Anstalten die Bedürfnisse des Einzelnen nach Freiheit, Schutz, nach Gesellschaft oder Isolierung, nach dieser oder jener Tätigkeit oder Verantwortung viel mehr berücksichtigt werden sollten als bisher.

So scheint die neue Entwicklung vom einheitlichen Anstaltstypus 1850—1950 wegzuführen. Sie wird bisherige Anstaltsaufgaben weit über die Mauern der alten Heilanstalt hinaus tragen, in allgemeine Spitäler, in die Arbeitsbeschaffung, in die Bedürftigenfürsorge, ja in alle Bereiche der Gesellschaft; sie wird davon absehen, Anstalten für alle Geisteskranken gemeinsam zu errichten, sondern auf verschiedenerlei Gebilde mit Anstaltsaufgaben hinzielen: auf Spitäler mit modernsten technischen Behandlungseinrichtungen für Geisteskranke; auf Kolonien von landwirtschaftlichem, hauswirtschaftlichem, handwerklichem Charakter, die sich den Lebensverhältnissen der allgemeinen Bevölkerung anpassen, für Kranke, denen die Arbeitstherapie das Wesentliche bedeutet; auf Pflegeheime mit allen modernen Pflegeeinrichtungen für die schwer Pflegebedürftigen, zum Beispiel die Alterskranken; auf kleine Heime mit familiärem Charakter; soweit nötig, können derartige Gebilde organisatorisch, aber nicht baulich und örtlich, zu einem lose zusammenhängenden Ganzen zusammengefügt werden.

Was für Arbeit, Kämpfe und Opfer wird eine solche Entwicklung mit sich bringen — aber was für Hoffnungen trägt sie in sich!

■

DER TOD DES SOKRATES

Platon erzählt im «Phaidon» von den letzten Gesprächen und vom Sterben des Weisen, der im Gefängnis den Giftbecher leeren mußte, weil sein Freimut den Machthabern in Athen unbequem geworden war. Vergl. Photoreihe nach Seite 34.

Und ihr nun, sagte Sokrates, o Simmias und Kebes und ihr anderen werdet ein andermal, jeder zu seiner Zeit, abreisen; mich aber ruft jetzt schon, würde ein tragischer Mann wohl sagen, das Verhängnis, und es ist nahezu Zeit für mich, ins Bad mich zu begeben. Denn es dünkt mich besser zu sein, erst zu baden, und dann das Gift zu trinken, und den Weibern keine Geschäfte mit Waschung des Leichnams zu machen . . .

Als er dies gesagt, stand er auf und ging in ein Gemach, um zu baden, und Kriton folgte ihm, uns aber hieß er bleiben. Wir blieben nun, indem wir uns unter uns selbst über das, was geredet worden war, unterhielten und es wiederholt betrachteten; dann aber wieder das große Unglück besprachen, das uns betroffen habe, wobei wir ohne Anstand überzeugt waren, daß wir nun gleichsam eines Vaters beraubt, als Waisen unser künftiges Leben hinbringen würden.

Als er aber gebadet hatte, wurden seine Kinder zu ihm gebracht (denn er hatte zwei kleine Söhne und einen großen). Auch kamen die Frauen aus seiner Verwandtschaft. Mit diesen besprach er sich in Gegenwart des Kriton und gab ihnen noch allerlei Aufträge. Dann hieß er die Frauen und Kinder weggehen, er selbst aber kam zu uns zurück. Und es war schon nahe am Sonnenuntergang; denn lange Zeit hatte er innen zugebracht.

Als er aber kam, nachdem er gebadet war, setzte er sich und redete nachher nicht gerade mehr vieles. Und es kam der Diener der Elfmänner, trat zu ihm und sprach: «O Sokrates, über dich werde ich mich gewiß nicht zu beklagen haben wie über andere, daß sie über mich böse werden und fluchen, wenn ich ihnen, weil die Obrigkeit mich nötigt, ansage, das Gift zu trinken. Dich aber habe ich in allem während dieser Zeit als den edelsten und sanftmütigsten und besten Mann unter allen, die jemals hiehergekommen sind, kennengelernt, und auch jetzt weiß ich wohl, daß du nicht über mich böse werden wirst — denn du kennst ja die Ursächer —, sondern über diese. Nun also, du weißt ja, was ich anzusagen komme, lebe wohl, und suche das Notwendige so leicht als möglich zu ertragen.»

Und zugleich weinte er, wandte sich ab und ging hinweg. Und Sokrates sah auf nach ihm und sagte: Auch du lebe wohl, und wir wollen das tun. Wohlan denn, o Kriton, wir wollen ihm gehorchen, und es bringe einer das Gift her, wenn es gerieben ist; wo nicht, so soll es jener Mensch reiben!

Und Kriton sprach: Aber ich glaube, o Sokrates, daß die Sonne noch auf den Bergen steht und noch nicht untergegangen ist. Und zudem weiß ich, daß auch andere sehr spät trinken, einige auch, nachdem sie noch mit solchen zusammen gewesen, welche gerade Gegenstand ihres Verlangens sind. So eile nichts; denn es hat noch Zeit!

Und Sokrates sprach: Ganz natürlich, o Kriton, tun jene so, von denen du redest; denn sie meinen, Gewinn davon zu haben, wenn sie so tun; und ganz natürlich tue ich nicht so; denn ich glaube, keinen Gewinn davon zu haben, wenn ich ein wenig später trinke; außer daß ich mich vor mir selbst lächerlich machen werde, wenn ich so darnach hasche zu leben und da spare, wo nichts mehr ist. So geh denn zu, sagte er, gehorche und tue nichts anderes.

Und Kriton, als er das hörte, winkte dem Diener, der dabeistand. Und der Diener ging hinaus, und nachdem er geraume Zeit verweilt, kam er mit dem zurück, der das Gift reichen sollte, das er gerieben in einem Becher brachte. Als aber Sokrates den Menschen sah, sprach er: Gut, mein Bester; du bist ja in diesen Dingen erfahren; was habe ich zu tun?

Nichts anderes, sagte er, als wenn du getrunken hast, umherzugehen, bis es dir schwer in den Beinen wird, hierauf dich niederzulegen; so wird es schon selbst seine Wirkung tun. Und zugleich reichte er dem Sokrates den Becher. Und er nahm ihn, und zwar überaus heiter, weder zitternd noch in Farbe oder Antlitz sich verstellend, sondern, wie er gewohnt war, den Blick starr auf den Menschen gerichtet, sprach er: Was meinst du von diesem Trank, wenn man damit einem eine Spende weihen wollte? Darf man es, oder nicht?

Wir reiben, sagte er, o Sokrates, nur so viel, als wir glauben, daß zu trinken erforderlich sei.

Ich verstehe, erwiderte er; aber beten doch wohl zu den Göttern darf und soll man, daß die Uebersiedlung von hier dorthin glücklich geschehe, um was denn auch ich hiemit bete: und möge es also geschehen! — Und indem er dieses sagte, setzte er an und trank überaus leicht und frischweg aus. Es war niemand unter den Anwesenden, dem er nicht das Herz brach, außer Sokrates selbst.

Dieser aber sagte: Was macht ihr doch, ihr wunderlichen Leute? Habe ich doch ganz besonders deshalb die Weiber weggeschickt, damit sie nicht ein Stück dieser Art aufführen möchten. Denn ich habe auch gehört, daß man in frommem Schweigen vollenden solle. So gebet Ruhe und seid standhaft.

Und wir, da wir das hörten, schämten wir uns und hielten inne mit Weinen. Er aber ging umher, und nachdem er gesagt hatte, daß ihm die Beine schwer werden, legte er sich rücklings nieder. Denn so hatte der Mensch ihn geheißen. Und zugleich befühlte ihn dieser, der ihm das Gift gegeben hatte, und untersuchte nach einiger Zeit die Füße und Schenkel; und hierauf drückte er ihm den Fuß stark und fragte, ob er es spüre? Er aber sagte: Nein! Und nach diesem wiederum die Knie; und indem er so weiter hinauf ging, zeigte er uns, daß er erkalte und erstarre. Und er befühlte ihn nochmals und sagte, sobald es ihm zum Herzen gekommen sei, werde er verscheiden. Bereits war ihm nun alles um den Unterleib kalt geworden; da deckte er sich auf — denn er hatte sich zugedeckt — und sagte, was dann sein letztes Wort war: «O Kriton», sagte er, «dem Asklepios schulden wir einen Hahn; aber bezahlet ihn und versäumet es nicht!» Nun, sagte Kriton, das wird geschehen; aber siehe zu, ob du sonst noch etwas zu sagen hast!

Auf diese Frage antwortete er ihm nichts mehr, sondern wenige Zeit nachher machte er eine Zuckung, und der Mensch enthüllte ihn, und seine Augen waren gebrochen. Als Kriton das sah, drückte er ihm den Mund und die Augen zu.

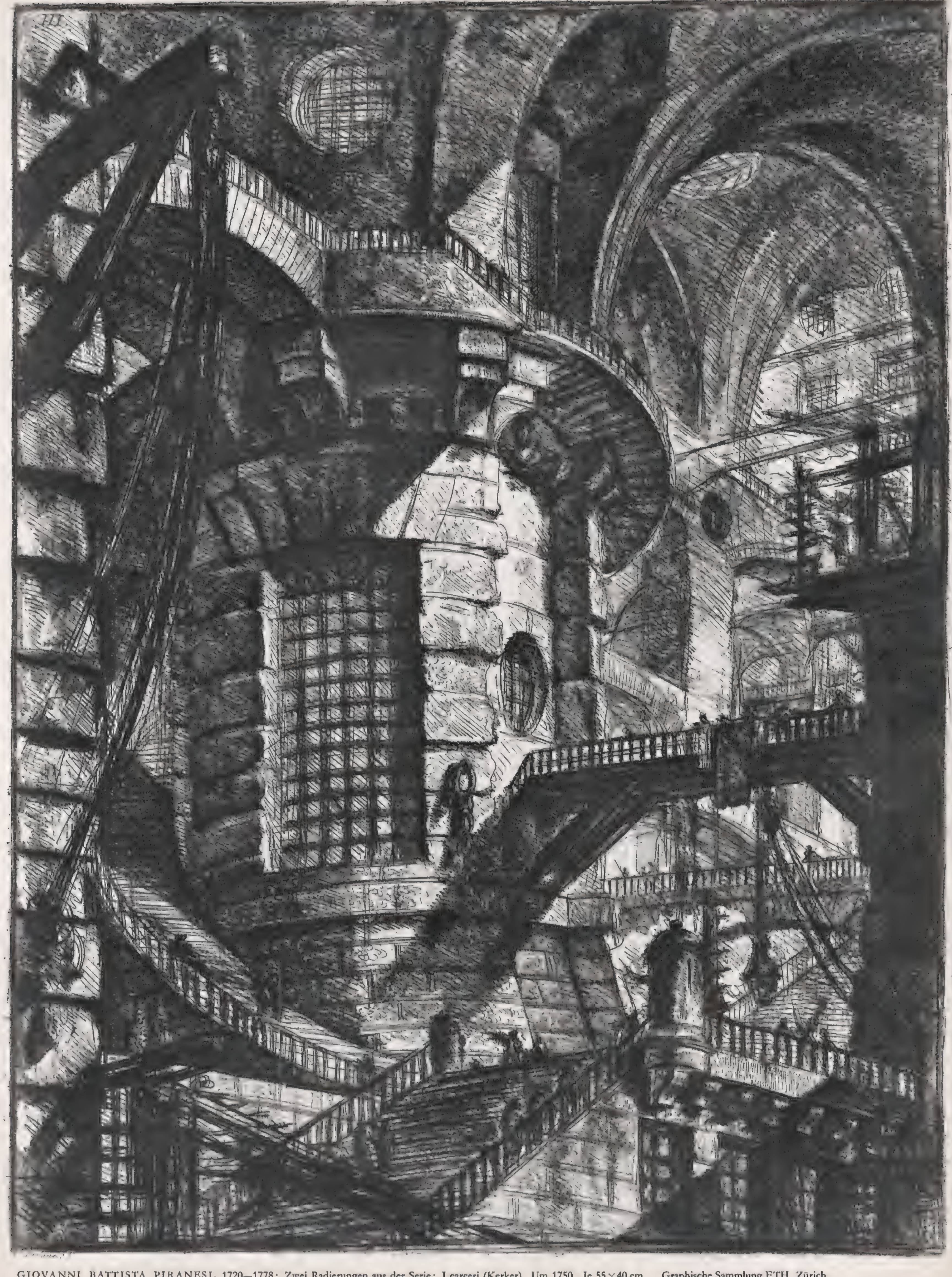
Dieses war das Ende unseres Freundes, eines Mannes, der, wie wir sagen möchten, unter allen den damals Lebenden, welche wir gekannt haben, der beste und überhaupt der vernünftigste und gerechteste war.

Aus der von L. Georgii übersetzten und von Fritz Wehrli eingeleiteten Phaidon-Ausgabe des Atlantis-Verlages, Zürich 1944



KÄTHE KOLLWITZ, 1867–1945

Gefangene hören Musik. 1925. Lithographie. 56×40,5 cm. Privatbesitz St. Gallen



GIOVANNI BATTISTA PIRANESI, 1720—1778: Zwei Radierungen aus der Serie: I carceri (Kerker). Um 1750. Je 55×40 cm. Graphische Sammlung ETH. Zürich



Photo: Schweiz. Lichtbildanstalt Zurich



FRANCISCO JOSÉ DE GOYA Y LUCIENTES, 1746–1828: Nun hast du ausgelitten. 1814/1820. Sepia. Originalgröße. Museo del Prado, Madrid. Photo Hans Hinz



VINCENT VAN GOGH, 1853–1890

Spitalgarten in Arles. 1889. 73×92 cm. Sammlung Oskar Reinhart, Winterthur



A. PAUL WEBER: Das Gerücht

A. Paul Weber ist Norddeutscher und dürfte gegen sechzig Jahre alt sein. Nach Beendigung des ersten Weltkrieges verdiente er jahrelang sein kärgliches Auskommen als Illustrator, bildete sich aber daneben immer weiter in der Beherrschung der verschiedenen graphischen Techniken aus. Früh schon erkannte er die große Gefahr der deutschen Massenbewegung, die in einer Blattfolge gegen den Nationalsozialismus ihren Ausdruck fand. Weder durch Verfolgung noch durch Gefängnis ließ er sich davon abschrecken, das, was er als Wahrheit erkannt hatte, zu gestalten: den Tod als Herrn und Meister der Zeit.

Elizabeth Fry und Mathilda Wrede

VON ELISABETH ROTTEN

In England ist die Gefängnisreform weitgehend mit dem Namen des Wolkenforschers JOHN HOWARD (1726—1790) verknüpft, der manchen von uns lieb ist durch die Verehrung, die Goethe ihm zollte. Nach ihm heißt die noch heute rührige «Howard League», die in Großbritannien und über die Grenzen des Inselreichs hinaus um die Besserung des Loses der «Menschen hinter Mauern» bemüht ist. Aber derselbe John Howard hatte dem englischen Gefängniswesen ein schweres Erbe hinterlassen: die Einzelhaft, die er aus abstrakten Ueberlegungen für heilsam hielt und den Behörden empfahl.

1815 beschäftigt sich eine Kommission von fünfzig «wohlwollenden und intelligenten gentlemen» mit der Untersuchung des Strafvollzugs in London, besonders an jugendlichen Rechtsbrechern, und förderte Furchtbares zutage. Sie veröffentlichten die Ergebnisse, jedermann erschauderte, doch die praktische Reform will nicht voranrücken.

Ein Mitglied dieser Kommission ist der Abgeordnete THOMAS BUXTON, und von den zwanziger Jahren an hat er das Ohr des Parlaments und der Regierung für die gute Sache. Freilich nicht er noch seine Kommission allein. Denn hinter und bald neben ihm steht, an Herzensgröße sie alle überragend, seine Schwägerin ELIZABETH FRY (1780—1845), und sie ist es, die, wie ihre Biographin sagt, «die Munition in die Geschosse Thomas Buxtons legt».

Sie ist freilich keine Amazone und keine fanatische Kämpferin. Ein liebliches Mädchen, das unter elf Geschwistern aufwächst, sieben von ihnen übermütige Schwestern, aber bei ihnen um ihrer Bescheidenheit willen als «Dümmling» gilt, richtet im Waschhaus des elterlichen Herrensitzes zaghaft und doch selbständig eine Schule für die unbetreuten Dorfkinder ein, selbst noch fast ein fröhliches Kind mit ihnen. Zwanzigjährig wird Elizabeth, aus einem verweltlichten Quäkerhaus tretend, die Gattin eines strengeren, etwas hausbackenen Mitglieds der «Religiösen Gesellschaft der Freunde» und schenkt ihm in zwei Jahrzehnten wiederum elf Kinder, denen sie eine so zärtliche und treue Mutter ist wie ihrem Gatten auch in schweren Zeiten eine tapfere Lebensgefährtin und eine zu seltener Schönheit erblühte Frau, die gesellschaftliche Pflichten anmutig zu erfüllen versteht.

Doch dies alles füllt sie nicht aus. Inmitten des Lebenskreises wohlhabender Kaufleute, nur häusliche Tugenden pflegend, fühlt sie sich oft dem geistigen Hungertode nahe. Nie ist sie glücklicher, als wenn sie wieder ein Kindlein trägt. Dennoch ist sie dankbar für Zeiten der Krise, die sie, wie sie in ihr Tagebuch schreibt, meist nach der Niederkunft befallen, weil diese «sie hindern, in den Freuden der wachsenden Familie aufzugehen». Der Jammer der Armut, in die sie früh Einblick getan, drückt sie. Während des Stadtaufenthalts der Familie sucht sie Wohnungen in den Elendsquartieren Londons auf. Aber sie fühlt, daß dies die wahre Not nicht lindert. Bis ihr eines Tages ihre Lebensaufgabe vor die Tür gelegt wird.

Ein französischer Menschenfreund besucht auf dem Wege zur Auswanderung nach Amerika englische Gefängnisse, darunter das berüchtigte Frauengefängnis Newgate. Was er dort sieht an Unmenschlichkeit der Unterkunft und Behandlung, an Roheit der «zu Hyänen» gewordenen Weiber, erschüttert ihn aufs tiefste. Er weiß sich keinen andern Rat, als zu seiner «sehr geschätzten Freundin Elizabeth Fry» zu gehen, «der ich aus übervollem Herzen beschrieb, was ich eben schaute». — Schon am folgenden Tage steht Elizabeth mit ihrer Schwägerin Anna Buxton, beladen mit Paketen, vor der Gefängnistür und begehrt Einlaß. Ausgeschlossen! Denn sie verlangt sogar, allein zu den Frauen gelassen zu werden! Nicht einmal der Gouverneur wagt sich ohne Garde zu ihnen. Sie werden ihr die Kleider vom Leibe reißen, sie mit Schimpfworten besudeln, wenn nicht ihr noch Schlimmeres antun. Aber mit ruhiger Würde erreicht die Dreiunddreißigjährige, daß sie ohne Begleitung zu den Verwilderten tritt. Fast erstickt sie in der verdorbenen Luft. «Alles, was niedrig und gemein ist, spiegelte sich in den Mienen der Frauen vor mir, Frechheit, Keckheit und Geilheit, daß ich für einen Moment aufs tiefste niedergeschlagen war.»

Ihr mütterlicher Instinkt und ein feiner weiblicher Zug, der sie ihr silbergraues Quäkergewand, entgegen dem Brauch, nie ganz schmucklos tragen ließ — und ihre Furchtlosigkeit erretten sie. Ohne Zaudern nimmt sie eins der schmutzigen, zerlumpten Kinder der Gefangenen auf den Arm und herzt es — und das Kind spielt glücklich mit ihrer goldenen Uhrkette und lacht sie an. Damit hat sie die Frauen gewonnen, die sie staunend, wortlos und in höchster Spannung umringen.

Was nun kommt, läse sich, dürfte man es hier ausführlicher erzählen, so hochdramatisch, wie es für Elizabeth selbst natürlich, schlicht-selbstverständlich und folgerichtig war. Mit ihrem praktischen Blick sieht sie sofort, was am nötigsten ist, verschafft Kleidung, erreicht die Bereitstellung besserer Räume, richtet eine Schule für die Kinder mit einer Gefangenen als Lehrerin und auf dringliche Bitten eine für die Frauen selber ein. Zwar muß sie zunächst wegen des Landaufenthalts ihrer Familie das Werk unterbrechen. In die Stadt zurückgekehrt, gewinnt sie eine Helferinnenschar. Eine Nähstube entsteht, in der die Frauen mit eigenem Verdienst arbeiten dürfen, während Elizabeth ihnen vorliest. Ordnungsgesetze werden gemeinsam beraten, beschlossen und ohne Androhung von Strafen durchgeführt. Einen Monat nach Beginn des Versuchs kommen der Bürgermeister von London, die Sheriffs, Ratsherren und Thomas Buxton, um das Wunder selbst zu sehen. «Nicht mehr eine Ansammlung von Verworfenen, Schamlosen und halb Betrunkenen», sagt ihr Bericht, nicht mehr «die Hölle auf Erden, sondern das Bild einer arbeitsamen Fabrik oder einer wohlgeleiteten Familie.»

Indem sie die Hilfe und Mitarbeit der Frauen selbst gewann, war sie den männlichen Gefängnisreformern und den meisten Erziehern ihrer — und vielleicht noch manchen unserer — Tage um mehr als ein Jahrhundert voraus. Sie hat praktische Vorschläge für eine bessere Gefängnis-Gesetzgebung ausgearbeitet, wurde — die erste Frau, die von Regierungsseite offiziell um Rat gebeten wurde — vor Parlamentskommissionen und einmal ins Haus der Lords geladen, wo sie klare Forderungen vortrug, zunächst für die gefangenen Frauen, mit Auswirkung auch auf die Männergefängnisse. Die Könige Europas bitten um ihren Besuch und ihre Vorschläge. Sie bildet auf dem Kontinent Frauenkomitees für die Umgestaltung der Gefängnisse. Doch wird sie nie Reformerin aus Routine. Immer spürte man ihren Zauber stärker als ihre Tüchtigkeit. Nie wurde sie abgeschreckt oder abgestumpft durch neue schlimme Eindrücke. Stets ging sie vom konkreten Fall und von der praktischen ersten Hilfe aus, aber nie beruhigte sie sich dabei, als trüge sie das Goethewort im Herzen: «Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle.»

Wie ähnlich war der Weg MATHILDA WREDES, der finnländischen Freundin der Gefangenen! (1864—1928.) Auch sie wächst persönlich unbeschwert in glücklichen Familienverhältnissen auf, Tochter des volksfreundlichen Gouverneurs von Vasa, früh der Mutter beraubt, mit einer großen Geschwisterschar; schon als Kind nachdenklich über den Freiheitsunterschied zwischen den Menschen. Auch sie ein schönes, begehrtes Mädchen mit der heißen Sehnsucht nach einem Lebensziel und der Hingabe an viele, an Verkürzte und Ausgestoßene. Und auch an sie tritt vom einzelnen Fall her der Ruf heran, Gefangene zu besuchen, ihnen in Seelennöten beizustehen, für die äußere und innere Besserung ihrer Lage zu wirken, ihnen zur Selbstachtung zurückzuverhelfen. Auch sie fühlt, «daß sie für die Unglücklichen der ganzen Welt lebt», wenn sie mit den «Stiefkindern des Schicksals», die sie erreichen kann, einen praktischen Anfang macht. Ihre Erfahrungen tragen sie weiter, die Gefängnisse, die nie eine Frau hatte besuchen dürfen, werden ihr geöffnet, bewundernd sehen die Vorgesetzten die tiefe Wirkung, die von ihrer schlichten, aufrichtigen Menschlichkeit auf die wildesten, in Ketten gelegten Verbrecher ausgeht.

Auch Mathilda Wrede will sich nicht begnügen, einzelnen zur Wiederaufrichtung zu helfen, so dankbar sie ist, hier zu beginnen und immer tiefer vorzudringen. Sie möchte die Einstellung der Außenwelt zu den Menschen hinter Mauern, den Entgleisten, Verführten, Verhärteten, die doch alle einmal unschuldige Kinder waren, von Grund aus ändern helfen. So ist sie glücklich, als sie 1890 zum Gefängnis-Kongreß nach St. Petersburg eingeladen wird. Ein internationaler Kongreß mit Delegierten aus ganz Europa, sie, die Sechsundzwanzigjährige, Delegierte für Finnland, vermutlich die einzige weibliche Teilnehmerin. Hier wird sich der Wille vieler zum Besten der Verstoßenen zum großen, warmen Strom tätiger Menschenliebe vereinigen. Aber schwer enttäuscht kehrt sie heim, trotz aller Ehrungen, die ihr zuteil wurden. Alles kalt und theoretisch. Die Herren, berichtet sie traurig, gehen von Systemen und Paragraphen aus und nicht vom Menschen. Sie hat es gewagt, von der Seele des Gefangenen zu sprechen. Ein belgischer Direktor versicherte ihr: «Viele von uns denken so, aber kein anderer als Sie hat den Mut gehabt, das auszusprechen.»

Sie hat den Mut, es nicht nur zu sagen, sondern auch ihren Weg weiter zu gehen und darnach zu handeln. Wie stark sie, neben der Tiefenwirkung auf einzelne, oft schwer verstockte Männer in Fesseln und Fußeisen, auf eine grundsätzliche Aenderung der Auffassung von Verbrechertum und seiner Behandlung eingewirkt hat, ist bekannt. «Ihr Tun», sagte ihr Schwager, Prof. R. A. Wrede, an ihrem Grabe, «gehörte nicht einem besondern Menschenkreis, nicht einmal ihrem Volke, es gehörte der Menschheit.»

Janet Whitney, Elizabeth Fry. London-Bombay-Sidney 1937, George G. Harrap & Co. Ldt. Deutsche Ausgabe Bad Pyrmont 1939, Leonhard Friedrich Verlag. *Rudolf R. Stickelberger*, Der schiefergraue Engel. 2. Auflage. Basel o. J. Verlag Friedrich Reinhardt. *Ester Stallerg*, Mathilda Wredes Vermächtnis. Das Leben einer Helferin der Gefangenen. Uebersetzt und mit einem Nachwort versehen von Franz Mockrauer. Zürich-New York 1942, Verlag Oprecht

Die Frau des Irrenarztes

NOVELLE VON PAUL ILG

Der Zug hielt an einer kleinen Station. Durch Baumlücken blickten wir in einen riesigen Park mit hoher Einfassungsmauer und verlokkend durchschimmernden, meist pavillonartigen Gebäuden. Ziemlich sicher schlossen wir auf ein modernes Erziehungsheim.

«Bewahre, das ist eine Irrenanstalt!» belehrte uns ein älterer Herr, dem man den Pädagogen ansah. Da wir über die prächtige Anlage lebhaftes Erstaunen äußerten, fügte er fühlbar mißbilligend hinzu: «Es soll eine der vollkommensten, besteingerichteten der Welt sein, ganz nach den Prinzipien des Nonrestraint-Systems erstellt, das heißt unter Vermeidung all dessen, was an Gefängnis erinnert. Erst wenige Jahre in Betrieb und schon mit einem fürchterlichen Fluch behaftet. Haben Sie nicht von dem Unglück gehört? Es war ja damals in allen Zeitungen zu lesen!»

«Ach richtig . . . eine düstere Geschichte . . .» erinnerte ich mich. «Zwischen einem jugendlichen Patienten und der Frau eines Arztes, nicht wahr?»

Er nickte bestätigend, schien indes nicht geneigt, näher auf das Vorkommnis einzugehen. Nachdem der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, konnten wir das mächtige Geviert aus einiger Entfernung ganz übersehen und waren noch mehr entzückt von der Schönheit der Anlage. Da zeigte unser Gegenüber auf eine mit Weinlaub umsponnene Villa, die etwas abseits am Seeufer stand.

«Dort wohnte Dr. Balthasar, der frühere Anstaltsdirektor!»

«Wohnte . . . sagen Sie? Ist er denn auch . . .»

«. . . ein Opfer seiner allzu humanen Bestrebungen geworden, leider ja. Bald nach dem Unglück hat er seine Stellung aufgegeben.»

Einige Zeit ging das Gespräch, gleichsam verdeckt, um soziologische und psychologische Fragen, therapeutische Methoden, kurz, um all das neue Leben, das jahrhundertealte Vorurteile endlich überwand, einer heißumstrittenen Bewegung zum Siege verhalf.

«Verzeihen Sie, Herr Professor, kannten Sie wohl auch die unglückliche Frau Balthasar persönlich?» unterbrach ihn meine Begleiterin, die lieber die Geschichte als deren Nutzanwendung vernehmen wollte.

«Ich war oft bei ihr zu Gast. Sie wurde von den Kranken wie von den Gesunden als Engel in Menschengestalt geliebt und angebetet: soviel Güte, Teilnahme und Anmut ging von ihr aus. Jaja . . . diese glückliche Naturanlage wurde ihr dann richtig zum Verhängnis. Sie fühlte sich in einem Maße begnadet und heilsbegabt, daß ihr die berufenen Helfer dagegen recht ohnmächtig vorkommen mochten. Versteht sich, *ihr* erschlossen sich die verstocktesten Gemüter. Sie brauchte so einen armen Kerl nur eine Weile anzustrahlen mit ihren schwarzen Samtaugen oder ihm ein aufmunterndes Wort zuzurufen, so hatte sie schon halb gewonnenes Spiel. Im Grunde beschränkte sie sich ja darauf, Widerspenstige und Apathische zu irgendwelcher Haus- oder Gartenarbeit zu bewegen, was ihr meistens gelang. Unter anderen war da ein junger Kaufmannssohn aus gutem Hause, schwer belastet, ein ziemlich hoffnungsloser Fall von Hebephrenie, wie mir Dr. Balthasar erklärte. Es geschah bei einem Rundgang durch die Anstalt, den ich mit ihm und seiner tapferen Gefährtin machte. Ich muß gestehen, es war ein recht wohltuendes Gefühl, diese durchdachten Bauten, hygienischen Einrichtungen, luftigen Säle und Zimmer zu sehen und festzustellen, daß die Kranken da nicht mehr als gemeingefährliche Subjekte in Kerkerzellen hausen mußten, sondern Licht und Luft genießen, ja sogar frei umhergehen, arbeiten oder spielen konnten. Nun gut. Also in der Abteilung der ‚Schwierigen' machte ich dann die Bekanntschaft des jungen Diem. Trotzdem ich über den Fall einigermaßen Bescheid wußte, war der Eindruck, den der Patient auf mich machte, wahrhaft herzerschütternd. Bei unserem Eintritt stand er am vergitterten Fenster: ein auffallend hübscher, gutgekleideter Jüngling, Anfang Zwanzig.

«Guten Tag, mein Lieber, warum denn nicht draußen bei dem prächtigen Wetter?» begrüßte der Arzt ihn kordial. Auch Frau Balthasar munterte ihn herzlich auf. Ich blickte in ein blasses, von Leidenschaften entstelltes Gesicht.

«Was ist denn los, was will man schon wieder von mir?» herrschte er mich feindselig an wie einen unbefugten Eindringling. Ich erschrak und hatte entschieden ein schlechtes Gewissen, doch Balthasar enthob mich einer Antwort.

«Nur nicht gleich so mißtrauisch, Diem!» lachte er auf. «Also das ist Herr Professor Heller, der unsere Anstalt besichtigt. Keine Angst, Sie sollen weiter nicht gestört werden!»

Da ging eine seltsame Verwandlung mit dem Jüngling vor, sein Gesicht bekam einen Hauch von Farbe, der Atem ging schneller, die Lippen bebten vor verhaltener Erregung. Offenbar sah er in mir einen Mann, der möglicherweise heilsam in sein Schicksal eingreifen konnte. Doch wandte er sich zunächst nicht an mich, sondern an den Arzt. «Gestatten Sie, Herr Doktor, daß ich ein paar Worte unter vier Augen mit dem Herrn Professor spreche?»

Es klang schon mehr wie eine Drohung. Ich spürte nicht die mindeste Lust zu solchem Zwiegespräch. Der Direktor schüttelte denn auch mild ablehnend den Kopf: «Wozu denn das, lieber Freund? Sie wollen sich doch nur über mich beklagen. Ich bin ja in Ihren Augen ein brutaler Tyrann, der Sie gegen besseres Wissen und Gewissen gefangenhält, bestochen von Ihren vermeintlichen Widersachern, nicht wahr?»

Eine Weile blickte der Kranke den bewegten Sprecher betroffen, schuldbewußt an. Dann unterdrückte er die gute Regung. Ein Ausdruck von List und Verschlagenheit trat in seine sonst so sympathischen Züge.

«Für so dumm dürfen Sie mich nicht halten, Herr Doktor! Was könnte das mir nützen? Da müßte ich ja wirklich ein Idiot sein! Nein, ich möchte den Herrn Professor nur um eine kleine Gefälligkeit bitten. Ehrenwort.»

«Also gut. Was hindert Sie denn, dies in meiner Gegenwart zu tun? Ich werde doch unserem Gast nicht wehren, falls er Ihren Wunsch erfüllen kann und mag?»

Jetzt gab der junge Mann die Verstellung auf. Mit offenem Hohn erwiderte er: «Aber todsicher täten Sie das! Sie unterschlagen meine

Briefe und verhindern mit allen Mitteln jeden Kontakt mit meinen Freunden, ich weiß es!»

Die Situation war mir so peinlich, daß ich alsbald energisch ablehnte: «Für Heimlichkeiten bin ich nicht zu haben, Herr Diem! Also bitte, nichts hinter dem Rücken des Herrn Direktors!»

«Danke sehr. Dann hat es entschieden keinen Zweck!» Mit einem haßerfüllten Blick auf den Arzt wandte er uns schroff den Rücken.

Bis dahin hatte Frau Balthasar noch mit keinem Wort in die Diskussion eingegriffen, nur immer versucht, den Blick ihres Schützlings zu bannen, was ihr indes nicht gelang. Jetzt aber trat sie rasch auf ihn zu, drehte ihn energisch um und blickte ihm mitleidsvoll ganz nah in die Augen.

«Aber Herr Diem! Was ist heut wieder für ein böser Geist in Sie gefahren! Wie können Sie so häßlich von meinem Manne sprechen, der doch nur daran denkt, wie er Ihnen am besten helfen kann?»

Tränen standen in ihren Dunkelaugen. Sie hatte die Hände erbarmend auf seine Schultern gelegt, als wollte sie ihn aus einem bösen Traum aufwecken. Ihr Mann schien davon unangenehm berührt zu sein. Zu meinem Befremden brach er kurz ab, indem er sagte: «Nun gut, soll er dem Professor sein Herz ausschütten! Komm, Bea!»

Kaum waren die beiden verschwunden, zog der Jüngling ein geschwollenes Manuskript aus der Tasche, das er mir förmlich aufdrängte. Ein halbes Hundert lose, mit Blei beschriebene, fast unleserliche Blätter, ein richtiger Wust, den er anscheinend schon lang mit sich herumtrug und an den Mann zu bringen suchte. Wie ich nachher feststellte: eine schauderhafte Anklage gegen seine leibliche Mutter, die darin beschuldigt wurde, ihn mit Hilfe ihres Liebhabers ins Irrenhaus gesteckt zu haben. Das Sammelsurium strotzte von gemeinen Verdächtigungen.

«O Herr Professor!» drang der unselige Verfasser mit brechender Stimme auf mich ein: «Wenn Sie ein mitfühlender Mensch sind, wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, bitte lesen Sie, was ich da absolut wahrheitsgetreu aufgeschrieben habe. Dann werden Sie verstehen, warum man mich hier gefangenhält und lebendig begraben will. Um sich meines Erbteils zu bemächtigen und in ihren niedrigen Neigungen ungehindert zu sein, hat mich die eigene Mutter, die ich doch so wahnsinnig liebte ... O Gott, es ist ja nicht wahr, daß ich ihr ans Leben wollte! Nur aus Scham und Verzweiflung habe ich einmal ... Aber ich schwöre, es war nur, weil ich es nicht mehr mitansehen konnte, wie sie sich von so einem gemeinen Subjekt mißbrauchen und ausbeuten ließ ... Lesen Sie, es ist die reine Wahrheit, Herr Professor!»

«Beruhigen Sie sich, lieber junger Freund!» beschwichtigte ich, meiner völligen Hilflosigkeit bewußt. «Sie *sind* nicht so verlassen, wie Sie glauben. Ueberwinden Sie vor allem das unbegründete Mißtrauen gegen Dr. Balthasar, den ich als einen grundgütigen, gewissenhaften Mann seit langem kenne und schätze.»

Mit dieser Verteidigung seines vermeintlichen Widersachers und Kerkermeisters hatte ich natürlich das Vertrauen des Kranken gleich wieder verloren. Unmittelbar folgte ein schrecklicher Wutausbruch.

«Haha, *der* ... ein gewissenhafter Mensch? Wenn Sie das behaupten, dann kennen Sie ihn eben nicht! Ich weiß doch, daß er mit meiner Mutter, die mich an ihn auslieferte, gemeinsame Sache macht!»

Diesmal bewahrte ich wenigstens so viel Fassung, seinen fanatischen Haß nicht durch unzeitgemäßen Widerspruch noch zu mehren. Scheinbar auf seine Anklage eintretend, fragte ich behutsam: «Aber ich bitte Sie, woraus schließen Sie das? Doch wohl nur daraus, daß er Sie noch nicht aus der Anstalt entlassen hat? Dafür dürften bestimmt andere Gründe vorliegen, als Sie vermuten. Dr. Balthasar ist übrigens ein ganz unabhängiger, wohlhabender Mann, der seinen schweren Beruf aus lauter Menschenliebe betreibt.»

Er ließ mich nicht ausreden. «Ich meine doch nicht Bestechung!» wies er meine Deutung verächtlich ab. «Es gibt ja noch andere Beweggründe. Auch Aerzte sind nicht über alles erhaben. Und wenn Sie meine Mutter kennten ...»

Welch abgründige Phantasie! In wenigen Minuten wurde mir der grausige Zwiespalt seiner Seele klar. Mein Mitleid wandelte sich in einen unüberwindlichen Horror.

«Tut mir leid, ich verstehe nicht, was Sie meinen!» sagte ich kalt, im Begriff, mich zurückzuziehen. Da trat er ganz dicht an mich heran. Seine Augen glühten wie die einer Katze in der Nacht. Seine Lippen zischten Geifer.

«Sie *wollen* mich nicht verstehen! Sonst hätten Sie doch vorhin seine heimliche Wut bemerken müssen. Mich möcht er am liebsten vergiften. Und warum? Fragen Sie seine Frau. *Die* kann's Ihnen erklären!»

Dies nun überstieg meine Geduld ganz und gar. Weiß der Kuckuck, wie es kam, daß ich den bedauernswerten Kranken völlig aus dem Gefühl verlor und nur noch ein giftiges Insekt vor mir sah. Mit zornigem Blick und Wort stieß ich ihn von mir.

«Verschonen Sie mich gefälligst mit Ihren schmutzigen Phantasien! Sie sind ja ein kompletter Narr!»

Er brach augenblicklich zusammen, warf sich schluchzend auf sein Bett, während ich mich voll eines törichten Zornes hinausbegab. Sonderlich gescheit mag ich den andern beiden nicht vorgekommen sein, dazu noch mit dem verwünschten Papierwust in der Hand. Frau Balthasar trat mir ahnungsvoll entgegen: «Hat er Sie beleidigt?» Ihre Besorgnis galt jedoch nicht mir. Nach erfolgter Aufklärung wollte sie ihren Schützling gleich zur Rede stellen. Der Arzt hielt sie nur mit Mühe zurück.

«Liebes Kind, es ist doch völlig sinnlos, in eine solche Raserei der Affekte hineinzuschwatzen! Ueberhaupt wär's mir lieber, wenn du diesen Patienten künftig gänzlich meiden wolltest. Das ist, wie du siehst, ein ganz schwieriger Kantonist und nicht ungefährlich!»

Die tiefbestürzte Frau erblaßte merklich, sah dabei aber offen, folgsam wie ein Kind, zu ihrem um Jahrzehnte älteren Gatten auf.

«Demnach bist du der Meinung, daß ich keinen guten Einfluß auf ihn habe? Ich glaubte bis jetzt immer ...»

Balthasar kniff überlegen lächelnd ein Auge zu.

«Ist es dir nicht aufgefallen, daß sein Haß gegen mich erheblich gewachsen ist, seit du dich mit ihm beschäftigst?»

Kummervoll ließ sie das Haupt sinken. «Gewiß doch. Aber das war ja wohl unvermeidlich, nicht wahr? Hingegen hab ich ganz sichere Anzeichen dafür, daß dieser Haß und Argwohn — bitte, laß mich ausreden! Gestern zum Beispiel erzählte er mir auf unserem Spaziergang einen typischen Wunschtraum, worin ich deutliche Symptome beginnender Läuterung erkannte. Wenn du willst, kann ich dir ...»

«Mag sein, meine Liebe, ich will das gar nicht bezweifeln. Aber bedenke, diese spontane Affektübertragung auf dich ist bei seiner Hemmungslosigkeit entschieden eine Gefahr. Wir müssen mit Rückschlägen rechnen. Bei ihm handelt es sich ja nicht um einfache Abspaltungen eines Neurotikers, sondern um schizophrene Erscheinungen, die jeder Therapie spotten und meist unheilbar sind. Traurig, aber wahr!»

Lang und breit bewies er uns seine gründlichere Kenntnis mit dem Erfolg, daß Beatrix von der Richtigkeit seiner Diagnose völlig überzeugt schien. Nur gab sie zu bedenken, ob es nicht geraten sei, wenn sie sich allmählich statt so plötzlich von dem Armen zurückziehe? Ich spürte, wie sehr sie das grausame Gebot in tiefster Seele peinigte. Indes hatte sich jedoch der Arzt bereits in Diems Aufzeichnungen vertieft, aus denen er uns einige, sein Urteil bestätigende Abschnitte vorlas. Es war ein grauenerregender Zug von Larven und krankhaften Gesichten, Sätze, die von zügelloser Gedankenflucht zeugten. Schon als Knabe trieb es ihn, die geliebte Mutter auf Schritt und Tritt zu überwachen. Bald waren es Frauen, bald Männer, die seine Eifersucht erregten.

Frau Balthasar schüttelte sich vor Entsetzen. Während wir auf der Veranda ihres Hauses den Tee tranken und Balthasar in großen Zügen das Krankheitsbild des armen reichen Jünglings entwickelte, wobei er mit befremdlicher Gelassenheit feststellte, daß gänzliche Verblödung vorauszusehen sei, starrte sie mit Augen einer Seherin auf den See hinaus.

«Das kann und will ich nicht annehmen, Simon! Wenn ich ihn so sehe und höre, hab ich jedesmal das bestimmte Gefühl, er *müßte* zu retten sein. Von dieser innersten Ueberzeugung laß ich mich nicht abbringen!» sagte sie leidenschaftlich protestierend gegen die apodiktische Sicherheit des Gelehrten. Er schaute halb ärgerlich, halb spöttisch drein.

«Gefühle einer barmherzigen Samariterin ... Dir stehen sie wohl an, bei mir wären sie lächerlich.»

Plötzlich langte die Frau über den Tisch nach seiner Hand. Sie war leichenblaß vor Schmerz und Empörung.

«Simon, ich bitte dich noch einmal: überlaß ihn mir, nur auf ein paar Wochen noch! Versteht sich, unter deiner Kontrolle. Ich gebe dir täglich Bericht über meine Versuche und Resultate. Begreif doch, ich hab schon so tiefe Einblicke in die verstörte Seele getan und so manchen Hoffnungsschimmer erlebt, daß es mir vor Gott wie Verrat vorkäme, wenn ich ihn jetzt im Stich ließe.»

Balthasar schien zugleich gerührt und aufgebracht. Er drückte zwar die dargebotene Hand, doch seine Miene verriet eher Widerwillen.

«Ich bin dir ja für deine aufopfernde Mitarbeit unendlich dankbar, Bea. Aber du mußt begreifen, daß sie im allseitigen Interesse auf die leichteren Fälle beschränkt bleiben soll. Erinnere dich, daß ich von Anbeginn Bedenken gegen deinen Umgang mit Diem hatte. Du bist gutgläubig und ahnungslos wie ein Kind, das unerschrocken den Käfig des Tigers betritt, weil ihm ... na ja, das hübsch gestreifte Fell gefällt. Aber Tiger *sind* nun einmal gefährlich, und unser Kunde hat schon einmal den Revolver gegen eine Frau gerichtet! Ein Vater, der zuließe, daß sein Kind ... hm ... kurz und gut, ich kann's nicht länger verantworten. Was sagen *Sie* dazu, lieber Freund?»

Nach den eben empfangenen Eindrücken mußte ich ihm beipflichten. Allein die Zustimmung tat mir nicht wohl. Aus ganzem Herzen empfand ich in jenem Augenblick mit der tapferen, hoffenden Frau, der wahrhaften anima candida all der leidenden Seelen ...

«Dann will ich dir nur noch *eines* sagen, Simon», meinte sie bitter: «Mich hat keineswegs das ‚hübsch gestreifte Fell' angezogen. Das darfst du mir herzhaft glauben!»

Der Arzt schmunzelte besserwissend, womit für diesmal die Sache erledigt schien.

Da der Erzähler sich einen Augenblick aus dem Fenster beugte, wie um sich der Gegend zu vergewissern, bangten wir schon, daß er uns vorzeitig verlassen müsse. Aber nach kurzer Pause fuhr er fort:

«Als ich nach Wochen wieder bei meinen Freunden einkehrte, traf ich nur die Frau zu Hause an. Balthasar war zu irgendeinem Kongreß gefahren. Ich erkundigte mich gleich nach Diems Befinden, wobei ich spürte, daß bei ihr die erlittene Niederlage noch nicht verschmerzt war.

«Es geht ihm leider gar nicht gut, aber das war ja auch gar nicht zu erwarten!» erwiderte sie kurz und sprang alsbald auf ein anderes Thema über. Ich ließ jedoch nicht locker.

«Hat er denn nie nach mir, ich meine, nach dem Verbleib seiner Aufzeichnungen gefragt?»

«O doch. Mein Mann hat selbstverständlich mit ihm darüber gesprochen und ihn zu überzeugen versucht, daß sie nicht geeignet seien, urteilsfähige Leser für den Verfasser einzunehmen. Weit besser wäre es für ihn, wenn er das Vergangene überwinden könnte, was durch regelmäßige körperliche Arbeit leicht zu bewerkstelligen wäre.»

«Nun — und? Hat er den Rat befolgt?»

«Leider nein. Es ist so gekommen, wie ich dachte. Er weigert sich hartnäckig, irgendwelche Arbeit zu verrichten. Totaler Rückschlag, einfach hoffnungslos.» Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Auch mich traf es wie ein berechtigter Vorwurf. Hätte ich damals nicht lieber *ihr* Sekundant sein sollen?

«Ach mein Gott, um alles in der Welt möchte ich nicht Irrenarzt sein! Diese Unberechenbarkeit, das fortwährende Abreißen des Fadens würde mich selber krank machen!»

Die schöne Frau schüttelte schmerzlich abwehrend das Haupt.

«Sagen Sie das nicht. Ich zum Beispiel fühle ganz anders. Ueberlegen Sie einmal: Um wieviel beglückender als die jedes andern Helfers ist doch die Genugtuung des Arztes, wenn ihm nach vieler Mühe die Rettung einer verschütteten Seele gelingt. Das sind Wunder, von denen die Welt wenig vernimmt. Warum meinen Sie unberechenbar? O durchaus nicht, nicht immer. Ich weiß, ich weiß.»

Nach einer Weile fuhr sie fort: «Hätte Simon mich nur gewähren lassen! Mir machte der Junge nicht die geringste Angst. Und besser als alle Aerzte weiß ich, woran es ihm gebricht. Stellen Sie sich doch einmal sein Schicksal deutlich vor Augen. Bis zum achtzehnten Jahr lebte er ausschließlich mit und für seine Mutter, die den Gatten nach kurzer Ehe verlor und sich dann desgleichen mit Inbrunst dem einzigen Kinde widmete. So lebten die beiden scheinbar unzertrennlich, ein Herz und eine Seele ... Dann geschah das für ihn Unfaßliche und doch so Natürliche. Die Frau von vierzig Jahren erlebte eine zweite Jugend, wodurch sie den Sohn in namenlose Verzweiflung trieb. Seither haßt und verachtet er sie so inbrünstig, wie er sie vorher liebte und vergötterte.»

«Könnt es nicht so sein, daß die ahnungsvolle Mutter aus Furcht vor der drohenden Mannbarkeit des Sohnes in diese Ehe flüchtete?» forschte ich weiter. «Es zeigten sich bei ihm doch lange vor ihrer zweiten Verheiratung seelische Abnormitäten sowie Neigung zu Gewalttätigkeiten, nicht wahr?»

Begierig griff Frau Balthasar den Gedanken auf.

«Das ist wohl richtig. Eben deshalb durfte sie sich nicht von ihm trennen, begreifen Sie doch ... nicht, bevor sie für ihn eine Retterin aus schlimmster Lebensnot gefunden hatte! Mutter und Geliebte in einer Person ... ich geb's zu ... schier ein Ding der Unmöglichkeit, aber die einzig denkbare Rettung für die verlassene Seele!»

Aus alledem wurde mir klar, daß sie im Grunde die Diagnose einer unheilbaren Geisteskrankheit nicht angenommen hatte, sondern nach wie vor nur an eine, wenn auch schwere Neurose glaubte. War daraus zwischen den Gatten wohl gar eine Art Spannung entstanden? Zum erstenmal kam mir der Gedanke, Balthasar könnte sein Verbot vielleicht weniger aus Sorge um sie, als aus einem ganz anderen Motiv erlassen haben. Der Scherz vom «schöngestreiften Tigerfell» fiel mir wieder ein.

«Sind Sie inzwischen nicht mehr mit Diem in Berührung gekommen?» drang ich weiter in die vergrämte Frau, die fühlbar ihre Not mitteilen wollte.

«Nein, das heißt, nur einmal noch, ganz flüchtig und unfreiwillig!» gestand sie zögernd. «Er mußte im Garten auf mich gelauert haben. Es gab eine schreckliche Szene. Er warf sich vor mir auf die Knie und beschwor mich, ihn doch nicht so grausam aufzugeben. Ganz gegen mein innerstes Gefühl sagte ich ihm, sein bösartiges Verhalten bei Ihrem Besuch sei schuld daran, und bevor er nicht deutliche Beweise der Mäßigung und Disziplin erbringe, dürfe ich mich nicht mehr mit ihm abgeben. Er nahm das nicht gut auf, sondern hatte gleich eine andere Erklärung zur Hand. ‚Ich weiß schon, der Alte leidet es nicht. Aus purer Eifersucht. Das ist die Wahrheit!' zischte er hohnlachend. Als der Wärter erschien, bekam Diem einen Tobsuchtsanfall. Seitdem steht er wieder unter strenger Bewachung. Die Folge wird sein, daß er sich immer mehr in Halluzinationen verliert und bald überhaupt keinen Lichtblick mehr hat. Verloren ist er ganz und gar ... Und das nur, weil man ihn mir entzogen hat!»

Fortsetzung Seite 74



Geisteskranker im Garten einer Irrenanstalt



 Alkoholkranke Insassen einer bernischen Verpflegungsanstalt des Oberlandes




Die «Barbierstube» in einer bernischen Heil- und Pflegeanstalt



Geisteskranke alte Frauen in sonnigem Hausgang einer bernischen Verpflegungsanstalt



Zuchthausgefangene auf ihrem täglichen zwanzigminütigen Spaziergang. Bummel im Gefängnishof Thorberg



Stimmen aus dem Gefängnis

Zusammengestellt von Else Flatau

Friedrich Freiherr von der Trenck 1726–1794, Adjutant Friedrichs des Großen, wurde von diesem wegen seiner Beziehungen zur Prinzessin Amalia, des Königs Schwester, 1746 in Glatz gefangengesetzt, entfloh zunächst nach Oesterreich, wurde 1754 von Danzig an Preußen ausgeliefert, sieben Jahre in Magdeburg eingesperrt, die ersten drei in schweren Ketten und Halseisen. Trenck fiel 1794 auf eine falsche Anschuldigung hin in Paris der Guillotine zum Opfer. 1786 verfaßte er seine Memoiren.

... Bald darauf kam Befehl, man solle mir den Schlaf hindern und mich alle Viertelstunden durch meine Schildwachen anrufen und wecken lassen, womit man sogleich den Anfang machte. Dies schien mir unerträglich, bis ich's gewohnt war und auch im Schlummer antwortete. Und diese Grausamkeit hat vier Jahre hindurch gedauert.

... Bei dieser Gelegenheit fing ich an, auf meinen zinnernen Trinkbecher mit einem ausgezogenen kleinen Brettnagel zu zeichnen, endlich Satiren zu schreiben, zuletzt gar Bilder zu gravieren; ich brachte es in dieser Kunst so weit, daß meine gravierten Becher als Meisterstücke der Zeichnung und Erfindung teurer als Seltenheiten verkauft wurden und der beste gelernte Graveur schwerlich meine Arbeit übertreffen wird.

... (Der Kommandant) befahl ferner, mir ein Buch weißes Papier hereinzugeben. Auf dieses durfte ich meine Gedanken und Gedichte zum Zeitvertreib niederschreiben. Dann sollte der Platzmajor die Blätter zählen, damit ich keines mißbrauchen könne, und mir wieder andere weiße, gleichfalls gezählte, zurückgeben. Tinte aber wurde mir nicht gestattet, ich stach mir also in die Finger und ließ Blut in einen Scherben laufen; wenn es geronnen war, ließ ich es wieder in der Hand erwärmen, das fließende ablaufen, und warf die fibrösen Teile weg. Auf diese Art hatte ich nicht nur gute flüssige Tinte zum Schreiben, sondern zugleich auch Farbe zum Malen.

Wilhelm Weitling 1808–1871, ein Vorläufer des Kommunismus, wurde 1843 in Zürich «wegen Religionsstörung» zu sechs Monaten Gefängnis und lebenslänglicher Verbannung verurteilt. Nach seiner Appellation an das Obergericht wurde die Strafe auf zehn Monate erhöht.

Da stand ich vor dem rohen Klotz und gehorchte schweigend, wie immer. «Ziehen Sie die Kleider aus!» — Da zog ich sie aus und ließ mich zähneklappernd und knieschlotternd visitieren. Vor zehn Jahren hätte ich Ehre und Seligkeit verschworen, daß ich eher sterben als dergleichen gutwillig mit mir vornehmen lassen würde. Ob ich's vor zehn Jahren wohl gehalten hätte? . . . Es war das neunte Mal, daß ich hier visitiert, das siebente Mal, daß ich hier nackend visitiert wurde. Da wird freilich das Zartgefühl endlich abgestumpft, wie die Tugend unter der Gewalt des Lasters. Eins aber regte mich auf: als nämlich die verfluchten Fäuste auf die Briefe meiner Mutter fielen und dieselben mit hinausgenommen wurden. Da gab mir's einem Blitze gleich einen Stich ins Herz, die Lippen zuckten, die Finger reckten sich krampfhaft, das Blut stieg mir ins Gesicht, aber ich — schwieg.

Solche Stiche waren bei passenden Gelegenheiten oft der Funken großer Revolutionsfeuer. Thomas Münzer fühlte einen solchen Stich, als er sah, daß Luther in das Blaue hinein reformierte und zu Gunsten der Armen auf Erden nichts reformieren wollte . . . Auf einem der Briefe waren Haare von meiner Mutter und Großmutter aufgeheftet. Zwölf Jahre habe ich den Brief mit mir so herumgetragen, hier mußte er den verworfensten Scheusalen in die Klauen fallen. Glücklicherweise hatte ich geahnt, was vorgehen könne, die Haare abgetrennt und in meine Kleider verborgen. Das rettete mich. Der Stich hätte mich sonst wahrscheinlich ins Verderben getrieben.

Im Zürcher Gefängnis geschrieben

Karl Liebknecht 1871–1919 (ermordet), wurde 1916 als Armierungssoldat verhaftet wegen einer Rede an der Antikriegsdemonstration der Berliner Arbeiterjugend vom 1. Mai und zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt.

Ihr raubt die Erde mir, doch nicht den Himmel,
Und ist's ein schmaler Streif nur, den mein Auge
Erreichen kann —
Durch Gittermaschen, zwischen Eisenstäben,
Gedrückt von schweren Mauern,
Es ist genug,
Das selige, verklärte Blau zu schauen,
Von dem das Licht gedämmert zu mir dringt
Und auch zuweilen
Verlorenes Vogelzwitschern leicht herniedertanzt.
Es ist genug,
Mir eine muntere Dohle, schwarz und plappernd,
O treue Freunde meiner Festungstage,
Im freien Flug der Kreatur zu zeigen
Und einer Wolke wechselnd Wandelbild.
Und ist's ein schmaler Streif nur — jüngste Nacht
Erschien der hellste Stern in dieser Enge.
Der hellste Stern des Firmaments erschien
Und strahlte aus des Weltenraumes Ferne,
Die Welt beherrschend, heller, heißer,
Urmächtiger in meiner Zelle Loch,
Als je er strahlt euch anderen da draußen,
Und eine glüh'nde Schuppe warf er nieder. —
Ihr raubt die Erde mir, doch nicht den Himmel,
Und ist's ein schmaler Streif nur, eng,
Durch Gittermaschen, zwischen Eisenstäben,
Er macht des Leibes Sinne, selbst
Beschwingt von freier Seele, freier,
Als ihr je wart, die ihr mich hier im Kerker
In Fesseln zu vernichten wähnt.

Dezember 1916, im Zuchthaus geschrieben

Rosa Luxemburg 1870–1919 (ermordet), wurde 1915 wegen einer Rede über Soldatenmißhandlungen zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und dann zwei Jahre und vier Monate in ganz isolierter «Schutzhaft» behalten.

Aus einem Brief an Sonja Liebknecht: Seit langem hat mich nichts so erschüttert wie der kurze Bericht Marthas über Ihren Besuch bei Karl (Liebknecht), wie Sie ihn hinter dem Gitter fanden und wie das auf Sie wirkte. Weshalb haben Sie mir das verschwiegen? Ich habe ein Anrecht, an allem, was Ihnen wehtut, teilzunehmen, und lasse meine Besitzrechte nicht kürzen! Die Sache hat mich übrigens lebhaft an mein erstes Wiedersehen mit den Geschwistern vor zehn Jahren in der Warschauer Zitadelle erinnert. Dort wird man in einem förmlichen Doppelkäfig aus Drahtgeflecht vorgeführt, das heißt ein kleinerer Käfig steht frei in einem größeren, und durch das flimmernde Geflecht der beiden muß man sich unterhalten. Da es dazu just nach einem sechstägigen Hungerstreik war, war ich so schwach, daß mich der Rittmeister (unser Festungskommandant) ins Sprechzimmer fast tragen mußte und ich mich im Käfig mit beiden Händen am Draht festhielt, was wohl den Eindruck eines wilden Tieres im Zoo verstärkte. Der Käfig stand in einem ziemlich dunklen Winkel des Zimmers, und mein Bruder drückte sein Gesicht ziemlich dicht an den Draht. «Wo bist Du?» frug er immer und wischte sich vom Zwicker die Tränen, die ihn am Sehen hinderten. — Wie gern und freudig würde ich jetzt dort im Luckauer Käfig sitzen, um es Karl abzunehmen!

Links: Zeichnung eines schizophrenen Geisteskranken. Es fehlt ihm Einheit und Klarheit im Gestalten. Er erlebt die Welt als chaotisch, kalt und sinnlos, als «Krötenlaich», wie er sich ausdrückt. In der ungeordneten Masse bilden sich, bald deutlicher, bald weniger deutlich, Schemen und Figuren, die mystischen Einfluß auf ihn nehmen: «Es» blickt ihn etwas an, wobei ihm nur der Blick, nicht der Blickende deutlich wird; «man» trägt ihm Symbole von geheimnisvoller Bedeutung zu; selbst aus Objekten gehen strahlenartige Einflüsse auf ihn aus (rechts unten).

Felix Fechenbach 1894–1933 (ermordet), kam wegen angeblich 1919 verübten Landesverrats 1922 vor Gericht und wurde zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt, 1924 anläßlich einer politischen Amnestie freigelassen.

Ein enger Hof. Der düstere Zellenbau mit kleinen Gitterfenstern und drei tote graue Mauern schlossen ihn ein. Ein Weg schlingt sich oval um eine Rasenfläche. Auf schmalen Streifen sind Blumen angepflanzt. An der Südwand steht ein Aufseher. An der Nordseite ein zweiter. Zuchthausgefangene in Sträflingskleidung gehen mit schweren Schritten im Kreis. Einer hinter dem andern gehen sie. Drei Schritte Abstand. Sprechen ist verboten. Wenn es warm ist, gehen sie langsam. Das Tempo wird rascher, wie das Thermometer fällt. Ueber die Mauer weg können sie ein paar Bäume sehen, die auf naher Höhe wachsen. Das ist alles. Wieviel Jammer und Elend tragen sie mit sich herum? Warum die wohl alle da sind, im Haus der Freudlosen? In den Akten steht's. Kalte, harte Worte stehen dort, wie in den Gesetzbüchern: Diebstahl, Einbruch, Raub, Totschlag, Mord, Raubmord ... Aber was alles war, bis es dahin kam, das steht nicht in den Akten. Nichts steht darin von der «Ordnung», die das Elend züchtet, aus dem schlimme Tat wächst. Nichts von den Selbstgerechten, deren Bauch gedeiht, wenn andere hungern. Nichts von den Besuchern der «Armenbälle», die jeden Tag das hohläugige Elend an sich vorbeischleichen sehen, ohne zu helfen. Nichts von denen, die Strauchelnde fallen ließen, die Sinkende niedertraten, statt die Hand zu reichen zur Hilfe. Nichts, nichts, nichts von alledem! Nur Paragraphen und Buchstaben; kalte, harte, tote Buchstaben ... Eine Stunde täglich sind die Gefangenen im Hof. Dann gehen sie zurück in vergitterte Zellen an ihre Arbeit. Und morgen machen sie wieder die Runde im engen Hof zwischen grauen Mauern ...

Oskar Wilde 1856–1900, wurde 1895 auf Betreiben Lord Queensburys wegen «Verführung» seines Sohnes Alfred Douglas «zum Laster» zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Aus dem achtzig Seiten langen Brief an Lord Douglas aus dem Zuchthaus Reading: Ich wünsche dahin zu gelangen, ganz schlicht und ohne Heuchelei sagen zu können, daß mein Leben zwei große Wendepunkte hatte: als mich mein Vater nach Oxford und als mich die Gesellschaft ins Gefängnis schickte. Ich will nicht sagen: das Gefängnis war das beste, was mich hätte treffen können; denn das würde zu sehr nach Verbitterung gegen mich schmecken. Ich möchte lieber sagen oder von mir gesagt wissen, ich sei ein so typisches Kind meiner Zeit gewesen, daß ich in meiner Perversität und um dieser Perversität willen das Gute meines Lebens in Schlechtes und das Schlechte meines Lebens in Gutes verkehrte ... Als meine Gefängniszeit eben begonnen hatte, gaben mir einige Leute den Rat, ich möge zu vergessen suchen, wer ich sei. Es war ein verderblicher Rat. Nur darin, daß mir zum Bewußtsein kommt, was ich bin, habe ich irgendwelchen Trost gefunden. Jetzt raten mir andere, ich solle, wenn ich freigelassen werde, zu vergessen suchen, daß ich je im Gefängnis war. Ich weiß, das wäre ebenso verhängnisvoll. Es hieße, daß ich zeitlebens von einem unerträglichen Gefühl der Schande verfolgt würde, daß das, was für mich ebensogut bestimmt ist wie für jeden andern — die Schönheit der Sonne und des Mondes, der Festzug der Jahreszeiten, die Musik bei Tagesanbruch und das Schweigen langer Nächte, der Regen, der durch die Blätter rieselt, der Tau, der über das Gras schleicht und es versilbert — daß all das für mich befleckt und seine Heilkraft und seine Fähigkeit, Freude zu spenden, verloren sein sollte. Seine eigenen Erfahrungen bedauern, heißt seine eigene Entwicklung hemmen. Seine eigenen Erfahrungen verleugnen, heißt seinem eigenen Leben eine Lüge auf die Lippen legen. Es ist nicht weniger, als wollte man seine Seele verleugnen.

Silvio Pellico 1788–1854, italienischer Dichter, des Karbonarismus (geheime politische Bewegung mit freiheitlichen und nationalen Zielen) verdächtig, wurde von 1820–1830 in Venedig und auf dem Spielberg bei Brünn gefangengehalten.

Das Schlimme war, daß die Kommission, indem sie mir Schreibzeug und Papier gestattete, mir die einzelnen Blätter zuzählte, mit dem Verbote, keines derselben zu vernichten, und sich die Nachforschung vorbehielt, wozu ich sie angewendet habe. Das Papier zu ersetzen, nahm ich zu dem unschuldigen Kunstgriff meine Zuflucht, mit einer Glasscherbe einen nahen Tisch glattzuschaben, den ich hatte, und auf diesen schrieb ich nun täglich lange Betrachtungen über die Pflichten der Menschen und die meinigen insbesondere nieder.

Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, so angewendete Stunden seien mir bisweilen sehr ergötzlich gewesen, ungeachtet der ungeheuren Glut, die mir das Atmen so erschwerte, und ungeachtet der höchst schmerzlichen Stiche der Mücken. Gegen die Menge dieser mich zu schützen, war ich, ungeachtet der Hitze, genötigt, Kopf und Beine mir zu umwickeln, und nicht bloß in Handschuhen, sondern mit umbundenem Handgelenk zu schreiben, damit sie mir nicht in die Aermel kamen.

Diese meine Betrachtungen hatten mehr einen biographischen Charakter. Ich verfaßte die Geschichte jedes Guten oder Bösen, was von meiner Kindheit an sich in mir entwickelt hatte, indem ich mich selbst durchforschte, jeden Zweifel zu töten mich bemühte, alle meine Bemerkungen, alle meine Gedanken über irgendeinen Gegenstand, so gut ich's vermochte, ordnete. War die ganze benützbare Oberfläche des Tisches mit Schrift bedeckt, dann las ich das Geschriebene und las es wieder, durchdachte das schon Durchdachte und entschloß mich endlich (oft mit Widerstreben), mit dem Glase alles wieder wegzuschaben, um diese Oberfläche von neuem zur Aufnahme meiner Gedanken in den Stand zu setzen. Aus seinem berühmten Buch «Le mie prigioni»

Mensch und Mauern

- Die Klagemauer in Jerusalem. Sie bildet einen Teil der Ringmauer des von Herodes dem Großen erweiterten Tempels. Die arabische Invasion des Jahres 638 nach Chr. brachte das Verbot des Betretens der Gebetsstätte mit sich. Seither beten die Juden an dieser 48 Meter langen Mauer. Photo ATP
- Teil der großen chinesischen Mauer: Wan li tschang tscheng. Sie bildet mit ihren 2450 Kilometer Länge das größte zusammenhängende Bauwerk der Erde und wurde 213 v. Chr. gegen die aus dem Westen anbrandenden nomadischen Barbaren fertiggestellt. Aehnlich dem römischen Limes hat sie dort, wo ein natürlicher Grenzwall fehlt, diesen künstlich zu leisten. Sie ist bis zu 16 Meter hoch und der Wehrgang 5 Meter breit. Photo Arnold Heim
- Wolkenkratzer von New York. Photo Walter Herdeg
- Oben: Das Gefängnis des Sokrates in Athen. Hier trank der griechische Weise, umgeben von seinen Freunden und Jüngern, 399 v. Chr. den Schierlingsbecher; die Schilderung seines Todes durch Platon gehört zu den ergreifendsten Darstellungen der Weltliteratur (siehe Text Seite 16). Photo Alinari

  Unten: Die berühmten Latomien (Steinbrüche) von Syrakus. Die Konzentrationslager der Antike, in denen damals Tausende von Gefangenen zu Grunde gingen. Unser Bild zeigt die Latomia del Paradiso, welche sich durch eine ungewöhnliche Echowirkung auszeichnet. Man hat sie das Ohr des Tyrannen Dionysos genannt, der dort leise Gespräche der Staatsgefangenen belauscht haben soll, was aber nicht verbürgt ist. Photo Alinari
- Sommerabend in Wiesbaden 1946. Farbphoto Emil Spuhler















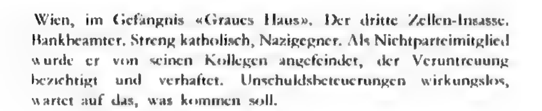
Im Konzentrationslager gezeichnet von CARL RABUS

«Geboren in München 1902, ausgewandert aus weltanschaulichen Gründen nach Wien im Jahre 1932, vor Hitler 1938 nach Belgien geflohen, 1940 dort verhaftet und von der Gestapo in ein Lager nach Frankreich gebracht, zwei Jahre später nach Wien geschafft, hernach entlassen, Irrfahrt nach Belgien zurück, wo ich heute, verheiratet, lebe.» So kennzeichnet in ein paar Stichworten der Maler Carl Rabus sein Leben. Er hat viele Blätter, Holzschnitte und Zeichnungen, bei sich, als er uns besucht; er erzählt vom ununterbrochenen Willen, auch unter schwierigsten Verhältnissen zu zeichnen. In den Lagern fehlte es am nötigen Papier. Vom Arbeitsplatz brachte man unter Lebensgefahr, in den Kleidern versteckt, Fetzen von Packmaterial in die Baracken zurück; auch die merkwürdigsten Papierformen und Farben mußten als Unterlage dienen. Rabus zeigte uns solche Proben. Viele Skizzen nach Lagerkameraden sind so entstanden. Wir ersuchten den Zeichner um ein paar Auskünfte über die hier wiedergegebenen Zeichnungen, die er von seinen drei Zellengenossen in einem Wiener Gefängnis machte.



Oben: Wien, im Gefängnis «Graues Haus». Der erste Zellen-Insasse. Kleiner Postbeamter, nächtlicher Radiohörer englischer Kriegsberichte, wegen «Meckerei» von der Gestapo verhaftet, wartet seit einem Jahr auf seine Aburteilung.

Links: Wien, im Gefängnis «Graues Haus». Der zweite Zellen-Insasse. Arzt, Halbjude, Sozialist. Von der Gestapo verhaftet ohne ersichtlichen Grund. Trat in Hungerstreik, verweigerte während 14 Tagen jede Nahrungsaufnahme. Aufs Zurückgewiesene stürzten sich die drei übrigen Zellengenossen.



Wien, im Gefängnis «Graues Haus». Der dritte Zellen-Insasse. Bankbeamter. Streng katholisch, Nazigegner. Als Nichtparteimitglied wurde er von seinen Kollegen angefeindet, der Veruntreuung bezichtigt und verhaftet. Unschuldsbeteuerungen wirkungslos, wartet auf das, was kommen soll.



MAX HESS:

Arbeiten und schweigen

In § 8 der Verordnung über eine kantonale Strafanstalt steht geschrieben:

Die Gefangenen mit gemeinsamer Haft arbeiten und spazieren gemeinsam, jedoch ohne mit ihren Mitgefangenen reden zu dürfen. Dagegen schlafen und essen sie einzeln in Zellen und bringen dort auch die Freizeit zu.

In ähnlichen Umschreibungen finden wir das Schweigegebot auch in andern Verordnungen und Reglementen, die das Leben innerhalb der Mauern einer Strafanstalt normieren. Die Frage nach dem Sinn dieses Schweigegebotes vermögen die Rechtssätze nicht zu beantworten. Es ist eine Eigenschaft unserer Gesetze, daß Gebote und Verbote nicht begründet werden.

Soll die Abgeschlossenheit, die durch das Schweigegebot noch ganz besonders unterstrichen wird, die innere Einkehr und Umkehr bewirken? Soll das Schweigegebot dem läuternden Akt der Sühne dienen? Wir sprechen nicht von Vergeltung; denn Vergeltung ist etwas äußerlich Erzwungenes und Aufgezwungenes, das den innern Menschen nicht zu berühren braucht und oft auch — gerade weil erzwungen — an der Oberfläche haften bleiben muß. Das neuzeitliche Strafrecht hat sich fast vollständig von der recht ungesunden und verkrampften Idee der gerechten Vergeltung frei gemacht. Anders steht es mit der Sühne, mit jenem läuternden Akt, der den Rechtsbrecher erlösen soll von der Schwere, von der Bürde, die — vielleicht — deshalb auf ihm lastet, weil er die Gebote des Rechtes und darüber hinaus auch diejenigen der Menschlichkeit und der Menschheit überhaupt mißachtet hat. Der reinigende Akt der Sühne kann aber im Innern eines Menschen nur reifen, wenn der Täter Reue zeigt, aufrichtige und echte Reue gegenüber seiner früheren eigenen Verhaltungsweise. Wie viele Kriminelle aber ringen sich durch zu wirklicher Reue? — Oder dient das Schweigegebot ganz einfach der Aufrechterhaltung der Anstaltsordnung und der Anstaltsdisziplin? In jeder Strafanstalt begegnen wir schließlich einer großen Zahl Menschen, die im Leben versagt, die in schwerer und oft verwerflicher Weise gegen die Rechtsordnung verstoßen hat. Wird es hier ohne extreme Disziplin überhaupt möglich sein, auf die Dauer eine rechte Ordnung aufrechtzuerhalten?

Vermag nun aber das erzwungene Schweigegebot seine beiden hauptsächlichsten Aufgaben — innere Umkehr des Rechtsbrechers und Aufrechterhaltung einer äußeren Ordnung — wirklich zu erfüllen? Hat nicht gerade der kriminelle Mensch durch seine bisherige Handlungsweise recht deutlich gezeigt, daß ihm das elementare Gemeinschaftsgefühl fehlt, daß er nicht fähig ist, das Leben und das Gut und die Ehre seiner Mitmenschen zu achten? Kann ihm durch dauernde Isolierung zum Gemeinschaftssinn verholfen werden? Ist das Gemeinschaftsgefühl nicht etwas, das nur durch das sich ständig erneuernde und lebendige Erlebnis erworben werden kann? Ist das Schweigegebot — so müssen wir uns schließlich fragen — nicht ein Feind desjenigen Strafvollzuges, der die Wiedereingliederung in die menschliche Gemeinschaft, der die Resozialisierung des geächteten Menschen sich zum Ziele setzt? Muß nicht die Verpflichtung zu harter Arbeit und zu dauerndem Schweigen als ein jedem Menschen wesensfremder Zustand zwangsläufig zur Auflehnung führen, zu Explosionen, die sich in disziplinlosem Verhalten entladen werden? Die Auskunft eines Oberwärters, daß in «seiner Strafanstalt» beinah täglich disziplinarische Strafen ausgefällt werden müßten, spricht für die Richtigkeit unserer Annahme. Vermag die langdauernde und erzwungene Verpflichtung zum Schweigen nicht die innere Haltung eines Menschen positiv zu beeinflussen, so bleibt noch die Frage offen, ob eine solche Verpflichtung wirklich der äußeren Disziplin förderlich sein kann. Daß gerade das Schweigegebot psychologische Ursache von Disziplinarvergehen sein kann, haben wir bereits aufgezeigt. Es vermag aber auch nicht im Flüsterton geführte Gespräche — besonders beim täglichen Spaziergang in Einerkolonne im Gefängnishof — zu verhindern, was uns von Gefangenen immer wieder bestätigt wird.

Es ist aber nicht nur die Verpflichtung zur Stummheit, die auf dem Häftling schwer lasten kann. Erst kürzlich erklärte uns ein Strafgefangener, das Schweigegebot sei nicht das schlimmste, weil es ja umgangen werden könne (!), weil man sich hier nur relativ und nicht absolut der Anstaltsordnung zu fügen brauche. Viel schlimmer sei die Herabsetzung des gesamten Lebens auf ein Niveau, das sich an der Grenze des Erträglichen bewege. Das Blechgeschirr, die eintönige und kahle Zelle, die Nachtruhe und Dunkelheit von abends acht Uhr bis zum Aufstehen, die Briefkontrolle, das beschränkte Besuchsrecht und schließlich der alle Nahrungsmittel und den ganzen Zellenbau durchdringende Einheitsgeruch — das seien absolute Realitäten, mit denen man sich dauernd auseinandersetzen und doch kaum abfinden könne.

Wenn wir für die Strafanstalt eine Atmosphäre verlangen, die alles vermeiden soll, was die an sich schon vorhandene asoziale Haltung des Kriminellen befestigen und versteifen könnte, dann dürfen wir gerechterweise auch nicht die Notlage übersehen, in der sich heute mancher Anstaltsleiter befindet, weil er erziehungsfähige Rechtsbrecher und Verwahrungsgefangene, junge und alte, intelligente und schwachsinnige Kriminelle und oft auch noch Psychopathen, überhaupt Menschen mit der verschiedensten Persönlichkeitsstruktur aufnehmen muß. Nur eine wesentliche Differenzierung der Strafanstalten wird es uns ermöglichen, dem erziehungsfähigen Rechtsbrecher hinter den Mauern eine Umwelt zu schaffen, die alle seine positiven Kräfte mobilisiert, die aufbaut und nicht destruktiv wirkt.

•

An die Schwalben *von Ernst Toller*

Wo soll ich euch eine Stätte bereiten, Vögel der Freiheit?
Ich bin ein Gefangener, und mein Wille ist nicht mein Wille.
Sing ich ein Lied der Freiheit, meldet der Wächter:
Der Gefangene sang ein revolutionäres Lied.
Das dulden die Paragraphen nicht.
Mächtige Herren sind die Paragraphen, die die Menschen über sich
setzten, weil sie den Sinn verloren. Ruten tragen sie in Händen.
Die Menschen sagen: Ruten der Gerechtigkeit.
Dieses Hauses Ruten heißen: Einzelhaft, Bettentzug, Kostentzug, Hofverbot,
Schreibverbot, Sprechverbot, Singverbot, Leseverbot, Lichtverbot, Zwangsjacke.
Ihr, meine Schwalben, wißt nichts von Gerechtigkeit
und nichts von Ungerechtigkeit. Darum wißt ihr
auch nichts von Paragraphen und von Ruten ...
Wie soll ich euch ein Brettchen holen?
Wohl ist das Haus, das mir die Menschen als Wohnung wiesen,
bajonettbehütet und stacheldrahtumwehrt. Wohl hallen Tag und Nacht
die Höfe von des Wächters ruhelosen Schritten. Aber die Rutenträger
sagen, ein Stückchen Holz sei gefährlich.
Gefährlich der Ordnung und Ruhe und Sicherheit des Hauses.
Hilfreicher Freund!
Ein Stückchen Pappe halfest du mir über die Zellentür fügen.
O bleibt Gefährten mir, Schwalben!

Aus Tollers «Schwalbenbuch», Kiepenheuer, Potsdam 1924

DER GARTEN DER SELIGEN

BERT HERZOG

Immer hat man es oben gesucht, das Paradies, und wenn die Alten sagten, es liege am Rande der Erde, dann meinten sie oben, dort, wo es über die Wolken hinausgeht, wo kein Regen und kein Schnee mehr ist und kein Wintersturm, wo nur der saphirene Himmel leuchtet und der milde Hauch des Zephirs weht. Dort ist die *wahre* Erde, sagte Sokrates. Wir Menschen aber sitzen um unser Meer herum, wie Frösche um einen Tümpel, in Nebel und schwerer Luft. Wir wohnen in der Tiefe. Doch wer sich auf Flügeln erheben könnte...

Wer konnte das? Dort oben war nur die Wohnung der Götter, dort thronten sie und über ihnen wölbte sich der wolkenlose Aether und ein blendender Glanz lief über Olympos. Das Menschenleben verging in der Tiefe, und das Ende war kein Emporstieg aus dem acherontischen Pfuhl, sondern der Gang in die Welt unter der Welt, in die dunklen Gefilde des Hades, in die lichtlosen Kammern Persephoneias. Und «unter sank dann die Sonne und rings wurden die Pfade beschattet».

Doch immer ging ein Hoffen durch das Menschenherz, wie ein Licht in der Nacht, und die Sehnsucht suchte den Wonnegarten über den Wolken, gan-eden, pardisu, die selige Au, bis am Kreuz von Golgotha der sterbende Gottessohn zum Schächer sagte: «Fürwahr, noch heute wirst du mit mir im Garten sein.»

Aber so ist der Mensch: er kann von seiner Erde nicht lassen und ging er hinüber in die Himmel, dann nahm er die Erde mit sich, die schöne Welt, die seine Heimat ist. Und jene, die hinübergingen, in der Verzückung oder im Traum, und jene, die sich den Ort der Wonne denkend und bildend erschufen, sie fanden drüben, was sie verlassen hatten, sie fanden im Himmel die Erde. «Oh, was ist das für ein Ort der Anmut», rief in der Ekstase Hildegard von Bingen, «er blüht im Blumen- und Kräuterschmuck und ist erfüllt mit den Süßigkeiten aller Gewürze und allem Wohlgeruch!» Und Dante sang: «Sieh da das Gras, die Blumen und die zarten Sträucher...» Denn auch in seinem Paradies fand er zuerst die Erde wieder, die *wahre* Erde, von der Sokrates geträumt, Virgil gesungen hatte. Wie schön war sie und wie hatten sie späte orphische Dichter beschrieben und wie den Duft von Rosen, Veilchen, Hyazinthen und Lilien, von Myrte und Lorbeer, wie sangen die Vögel in Wäldern und Auen und wie sanft bewegten sich die Zweige im Rauschen des Winds. «Und wenn die Seligen schweigen, singen Chöre von Schwalben und Nachtigallen und wenn auch diese schweigen, fängt der Hain von den Abendlüften durchweht zu singen an.»

So leuchten denn auch auf dem Bild des rheinischen Meisters noch irdische Blüten wie Edelsteine und der Rasen ist grün wie Smaragd. Es haben sich die Seligen niedergelassen, um die Früchte zu kosten, das reine Wasser, die Worte der ewigen Weisheit und die Musik der Sphären. Ohne Trübung ist die Luft. Tiefblau strahlt der Himmel; in dieser Höhe sind keine Wolken mehr, nur die Vögel des Himmels schwingen sich noch im Aether und erfüllen den Raum mit ihrem Gesang. Es ist ewiger Frühling. — «Wer doch auf Flügeln sich erheben könnte», dachte Sokrates. Wer ein Vogel wäre... Psyche, Hauch, Wind, ein Seelenvogel, jene Mauer überfliegend, die keine Tore hat...

Es ist wie in der Vision Drycthelms, des iro-angelsächsischen Sehers aus der Abtei Melrose: Von Südosten strahlte ihm helles Licht und dann sah er vor sich eine Mauer von unmeßbarer Höhe und sie hatte kein Tor und keinen Zugang, aber plötzlich, er wußte nicht wie, wurde er emporgehoben wie ein Vogel und flog über die Mauer hinweg und sah vor sich die weite heitere Au voll duftender Blumen und ein Licht war über sie ausgegossen, heller als die Strahlen der Sonne... Und er kam weiter und hörte süße Lieder erklingen und wunderbare Düfte erfüllten den Raum, und alles, was er je gesehen, war nicht so schön gewesen wie dieses.

Auch im Paradies des rheinischen Meisters wiegen sich auf den Zweigen die Seelenvögel, die ausgeflogen sind in der Tiefe aus dem Gatter des Todes (wie die Seele sich aufschwingt zu Gott) und schweben über der verklärten Erde in der Höhe und «gleich wie die Lerche in die Lüfte steigt, erst singend flattert, aber dann zufrieden, vom letzten süßen Ton gesättigt, schweigt», so schweigen dann auch sie, denn sie hören nun das feine Klingen der himmlischen Zither: Gott spielt... Und alles beginnt zu tönen, Sonne und Sterne, Wasser und Stein, Blume und Baum; ein Wiegen und Biegen kommt über die Wesen, ein Klingen und Schwingen wie von Halmen im Wind, und im winzigsten Grashalm ist jetzt Musik. Denn der ganze Himmel, hatten die Pythagoräer gesagt, ist Zahl und Harmonie. — In der Mitte der Seligen sitzt Gott und spielt, in der Mitte des Kreises, der ihn umgibt und umschwingt, wie die sieben Planeten die Sonne umkreisen im ewigen Reigen. — Wo aber Gott spielt, ist immer die Mitte der Welt, und so ruht denn im Schoß des spielenden Gottes (auf dem Bild des rheinischen Meisters) die Kugel des Kosmos, das göttliche Spielzeug, der kleine Ball, den er bald mit seinen Händen fassen wird, um ihn emporzuwerfen und wieder aufzufangen. Denn alles, was von Gott ausgeht, kehrt wieder zu ihm zurück: «Die Welt atmet aus und ein», heißt ein Theorem des Aristoteles. Dieses göttliche Ballspiel, wieviel Tiefe ist in seiner Schönheit beschlossen!

«Wer doch auf Flügeln sich erheben könnte...» — Aber wie Odysseus müssen wir Menschen zuerst zu den dunklen Gestaden Persephoneias segeln, um zurückzufinden in die selige Heimat des Anfangs. Denn zwischen hier und dort ist eine hohe Mauer aufgerichtet und nur der Verzichtende findet. Nur wer das Leben in der Tiefe preisgibt, findet es in der Höhe wieder, nur wer durch das Tor des Todes geht, kommt in den Garten der Freude. Hinter Mauern liegt pardisu, und nur die Seelenvögel überfliegen sie.



Mittelrheinischer Meister um 1410: Paradiesgärtlein. 26 × 33,5 cm. Städelsches Museum, Frankfurt a. M.

Das Kloster Valsainte in vier Photos: Blick auf das große Kartäuserkloster La Valsainte im Greyerzerland, das 1294/95 gegründet wurde. Die heutige Anlage stammt großenteils von 1729 und 1734; Wiederherstellung und Erweiterung von 1861 bis 1868. Siehe Text Seite 49. Zelle und Werkstatt eines Paters. • Begräbnis eines Mönchs. • Photos S. Glasson, Bulle





Zwei Mönchsorden

Die Kartäuser

In jeder Kartause befinden sich Profeßreligiosen (Mönche, Patres) und zur Hilfe bei gröberen Arbeiten Laienbrüder (Fratres). Die Laienbrüder wohnen gemeinschaftlich und stehen unter der ständigen Leitung des P. Prokurator, der die gesamte Verwaltung des Weltlichen besorgt. Vor dem zwanzigsten Lebensjahr darf niemand aufgenommen werden. Nach einjährigem Noviziat wird die einfache, nach weiteren vier Jahren die feierliche Profeß abgelegt.

Die Kartäuser beobachten immerwährendes Stillschweigen, doch dürfen sie Notwendiges und Nützliches mit wenigen Worten begehren, auch findet an Sonntagen und bestimmten Feiertagen eine gemeinschaftliche Unterredung statt. Ebenso wird in jeder Woche ein gemeinsamer, etwa dreieinhalb Stunden währender Spaziergang gemacht, auf dem religiöse Gespräche geführt werden dürfen. Im Gegensatz zu andern Orden, die viel Bildungs- und Hilfsarbeit außerhalb der Klosterklausur auf sich nehmen, sind die Kartäuser völlig zurückgezogen. Damit man nicht mit der Welt in Verbindung treten muß, soll sämtlicher Grund und Boden, aus dem das Kloster seinen Lebensunterhalt gewinnt, rings um das Kloster liegen und ein geschlossenes Ganzes bilden. Die Kartäuser haben so in der Urbarmachung unfruchtbaren Landes schon Großes geleistet. Dieses Gebiet bildet den Wirkungskreis der Laienbrüder; darüber hinaus darf kein Kartäuser gehen. Die Profeßreligiosen sind auf einen noch engeren Bezirk beschränkt. Rings um das Hauptgebäude (mit Kapitelsaal, Bibliothek usw.) liegen die Zellen der Patres; sie bilden kleine Häuschen für sich und stehen in keinerlei Verbindung miteinander. Jedes enthält einen zehn Meter langen Gang zum Aufund-abgehen, ein Vorzimmer, ein Studierzimmer, eine Werkstätte, einen Lagerraum für Holz und Kohle, in der Regel auch einen eigenen Raum zum Beten und einen solchen zum Schlafen. Der Gang läuft in einen kleinen Garten aus, welchen der die Zelle bewohnende Kartäuser instand hält. Kein Kartäuser darf ohne Erlaubnis des Obern das Häuschen eines andern betreten.

Die (fleischlose) Nahrung wird dem Kartäuser fertig zubereitet von den Laienbrüdern durch eine kleine, zur Seite der Eingangstüre angebrachte Oeffnung gereicht. Von Kreuzerhöhung (14. September) bis Ostern gibt es an mehreren Wochentagen nur eine einzige Mahlzeit, an Freitagen und an den Vorabenden hoher Feste ist nur Wasser und Brot erlaubt.

Die Kartäuser legen sich im Sommer und im Winter um sieben Uhr schlafen, pflegen jedoch nur bis halb elf oder elf Uhr nachts der Ruhe. Dann wird jeder durch einen Schlag an seine Zelle geweckt, worauf er für sich die Matutin und Laudes des kleinen marianischen Offiziums betet. Um Mitternacht begeben sich die Kartäuser, ein Licht in der Hand, die Kapuzen über den Kopf gezogen, in den Chor der Kirche, wo sie das Tagesoffizium in langsam-feierlicher Weise singen, was fast bis zwei Uhr morgens währt. Hierauf begeben sie sich nochmals zur Ruhe, beten um sechs Uhr die Prim und versammeln sich um sieben Uhr abermals in der Kirche, um hier in den Chorstühlen dem feierlichen Hochamt beizuwohnen. Am Altar befindet sich nur der zelebrierende Priester; ist eine Dienstleistung vorzunehmen, so tritt ein Kartäuser aus seinem Chorstuhl an den Altar. Die Gesänge werden ohne Orgelbegleitung angestimmt. Bei der Stelle des Credo: Et incarnatus est . . ., bei der Wandlung und der Kommunion werfen sich alle auf ihr Angesicht nieder und bleiben in dieser Stellung liegen, bis der den Ministrantendienst Verrichtende durch Klopfen mit dem Fuß das Zeichen zum Aufstehen gibt. Später kehren alle in ihre Häuschen zurück, um eine halbstündige Betrachtung zu halten und dann die Arbeit zu beginnen. Neben Gebet und Entsagung pflegt der Orden vor allem die Meditation und die wissenschaftlichen Studien. Die Zeit, welche der Kartäuser täglich den asketischen Uebungen widmet, beträgt ungefähr acht Stunden. Nochmals kommen die Kartäuser um 2.45 Uhr nachmittags zur Vesper in der Kirche zusammen.

Die Sterbesakramente empfängt der Kartäuser in Gegenwart der ganzen Ordensgemeinde. Sein Leichnam wird, nur mit den Ordenskleidern umhüllt, in die Erde gesenkt. Ein einfaches, namenloses Holzkreuz bezeichnet sein Grab.

Die Kapuziner

Die Verfassung dieses Ordens der bärtigen Männer in den braunen Kutten stellt als Kerngebot auf: die genaueste Beobachtung der Ordensregel des hl. Franz von Assisi. Dementsprechend bildet die äußerste Armut das Hauptmerkmal des Ordens. Weder der einzelne Religiose noch eine Klosterfamilie noch auch der gesamte Orden als solcher kann irgendein Eigentum besitzen. Von allen zum Leben notwendigen Dingen haben die Kapuziner nur den einfachen *Gebrauch*. Sie dürfen keine Vorräte irgendwelcher Art ansammeln, nur dürftige Kirchen und Klöster bauen und sind so die ärmsten aller Ordensleute, wie sie denn auch dem Range nach allen andern nachstehen, sofern diese nicht einfache Laienorden sind. Auch sonst verlangt die Verfassung die größte Lebensstrenge: das Beten im Chore um Mitternacht, das Reisen zu Fuß, wenn immer es möglich ist, die rauhe Kleidung, das Barfußgehen. Der Orden hat sich auf dem Gebiet der Predigt, der wissenschaftlichen Studien, der inneren und der Heidenmission Verdienste erworben.

Zeitordnung in einem Kapuzinerkloster. 12—1 Uhr nachts: Matutin und Laudes im Chor; 4.45: Aufstehen; 5—6: Allerheiligenlitanei und Morgenbetrachtung; 6: Konventmesse, sodann Frühstück, worauf sich die einzelnen zum Studium, in die Schule, zu den seelsorgerischen und sonstigen Arbeiten begeben; 10.45: Sext und Non, dann Mittagessen; 12—12.30: Redestunde zur Erholung; 12.30—2: Studium und Schule; 2: Vesper; 2.30—4.30: Studium, Schule, seelsorgerische und andere Arbeiten; 4.45—6: Komplet und Abendbetrachtung; 6: Abendbrot, hierauf Erholungs- und Studierzeit; 7.30: Rosenkranz und Abendgebet; 8.30—12: Schlafen.

Nach M. Heimbucher: «Die Orden und Kongregationen der kath. Kirche», 3. Aufl., Bd. I, Paderborn 1933

D I S E N T I S

ERINNERUNGEN VON SIEGFRIED STREICHER

Da liegt sie, die schönste Berglandschaft, das lieblichste Alpental, das ich kenne: mild, hell und weit wie ein Teppich, der rings von haltenden Felsbänken und Berglehnen in einem breiten, warmen Akkorde niedwärts fließt. Da aber, wo alle Linien der Perspektive, des Panoramas zusammenlaufen, zwischen Berg und Dorf wie zwischen Welt und Wildnis, wie zwischen «Freiheit und Notwendigkeit» — da steht in geadelter Front das Kloster Disentis. Nicht stolz, nicht demütig, aber herrschend vom barocken Spiel der Türme bis zum weißen Schild der Fassade.

Alte Klöster sind meist von starker Wirkung. Sie sind nicht nur Kunstwerke uralter Erfahrung und tiefer Einsicht, sondern auch der Gnade. Sie atmen den Frieden, den Ernst und die tiefe Klugheit der anima christiana. Durch die Fundamente fließt das Blut der Märtyrer, in den Gängen wandeln die Geister derer, die ausgeharrt haben bis ans Ende; und in den Zellen ist jenes wunderliche Leben, das sich verliert, um sich ganz zu finden, das den alten Leib zerbricht, um im neuen zu auferstehen.

Und endlich jene merkwürdigen Menschenkinder, die wir an allen Instituten und Kollegien finden. Ich will sie, ohne stolz zu sein, die Armen im Geiste nennen. Jene stillen, sanften und gütigen Seelen, die anwesend sind und doch nicht gesehen und gehört werden, auf die man erst aufmerksam wird, wenn sie nicht mehr im Kreise wohnen. Ich habe sie immer geliebt und sie stets zu schützen versucht gegen die Anmaßung aller Stolzen, Hochmütigen und Gewalttätigen, die auch in der bescheidenen Welt einer Klosterschule nicht fehlen.

Und da sind sie alle: die Besonderen, die Eigenbrötler, die verkannten Genies, die Geltungsbedürftigen, Tatendurstigen und die Weltflüchtigen und geruhsam Beschaulichen, die kleinen Gauner und Schlaumeier, die stets zur rechten Zeit kommen, die Heuchler, die es nachher immer gesagt haben, die Pechvögel, Skrupulanten und Zaghaften, die nie den großen Mut zum Leben, zum Schicksal, zu sich selbst aufbringen werden, die scheitern, weil ihre Furcht größer ist als ihr Glaube.

Wir waren damals unser fünfundzwanzig Studenten; eine gemütliche, kleine Schülerfamilie, dabei fast lauter Bauernblut aus dem nahen und fernen Kanton, oft aus jenen Dörfchen, die ihr Dach geradewegs unter dem Himmel aufgeschlagen haben. Wenn die einzelnen Sprachgruppen auch fest zusammenhielten, besonders die Romontschen, so entwickelten sich doch dauernde Freundschaften über alle Sprach-, Rassen- und Kantonsgrenzen hinweg. Noch an der Universität zeichnet sich der Kollegianer durch einen gewissen sozialen und soziablen Geist vor den übrigen Studenten aus.

Ja, wir waren eine wilde Bande. Da lebte die Gesellschaft der Spieler: im Herbst Fußball und Boccia, im Winter Jaß, Trizet, Schach und weiß was; im Frühling und Sommer Kegel und Croquet. Und immer mit der gleichen Leidenschaft, tobend, drohend, schreiend, erfreut und erzürnt wie jener Medelserbub, der vor jedem Spiel sein Sackmesser zur Vorsicht dem P. Präfekt übergab.

Dann die Gesellschaft der Peripathetiker. Das waren die Philosophen, die Revolutionäre und Dichter, die Theoretiker, Politiker und Rhetoren; Leute, welche die Welt mittels der Feder, der Zunge, der Gedanken erobern wollten, richtige Verschwörernaturen. Zu ihnen gehörte auch der Verfasser.

Dann jene dritte Gruppe von Kameraden, die in keiner Pause zu finden waren. Kaum wurde geläutet, verschwanden ihre Rücken durch alle Türen, Gänge und Zimmer, die nur aufzutreiben sind. Sie versanken einem gewissermaßen vor den Augen wie durch Zauber und tauchten ebenso rätselhaft wieder auf. Aber ihrer harrte ein böser Feind in Gestalt des P. Vize-Präfekt. Wehe, wer sich auf den verbotenen Kriegspfaden innert der Klausur ertappen ließ! Hochwürden verstand keinen Spaß.

Mit jedem Schritt wuchs die innere Erregung, als ich zum erstenmal den halbdunklen Gang entlang zur Klosterpforte hinaufstieg. Es roch nach Moder, nach Küche und Keller zugleich, nach irgend etwas Unbestimmtem, das man in den hallenden Korridoren aller alten Klöster wiederfindet.

Der erste Mönch, der mir begegnete, war unser Pater Präfekt. Ich möchte den erhaltenen Eindruck mit dem Mantel der Liebe und des Schweigens bedecken. Der Präfekt war im strengsten Wortsinn ein ausgezeichneter Mönch. Er nahm es mit der Regel, mit den mönchischen Pflichten außerordentlich streng und gewissenhaft. Er besaß ein Standesbewußtsein von fast mythischer Größe und Idealität. Ebenso mythisch war sein Autoritätsbegriff, durch keinerlei aus der Welt und dem Leben gewonnene Zugeständnisse gemildert. Die Jugend verstand ihn nicht, und er verstand sie nicht. Und die Jugend verstehen, ist durchaus nicht leicht. Sagt uns doch schon Stanley: «Knaben sind sonderbare Wesen, unschuldig wie Engel, stolz wie Fürsten, kühn wie die Helden, eitel wie die Pfauen, widerspenstig wie Esel, ausgelassen wie Füllen, reizbar wie Mädchen.» Und fügt bei: «Viel läßt sich mit Güte erreichen, viel mit wohlwollender Gerechtigkeit, aber unverdiente Grausamkeit wird sie beinahe immer zerstören.» Dinge wie unverdiente Grausamkeit geschahen natürlich bei uns nicht. Immerhin waren die Bedingungen für einen dreijährigen heimlichen und offenen Krieg gegeben, unter dem beide Teile in gleicher Weise litten.

Abends im Speisesaal lernte ich Pater Vize-Präfekt kennen. Das scharfgeschnittene Profil mit der Adlernase, die funkelnden Augen gefielen mir nicht schlecht, erinnerten aber fast peinlich an einen Sizilianer. Ich fragte in jugendlicher Frechheit, ob er wie andere

spanische und italienische Mönche auch in der einen Hand den Rosenkranz und in der andern den Dolch trage. Und fiel aus allen südlichen Himmeln, als er auf gut ostschweizerisch antwortete: «Selb nüed, numma an Stegga.» Hochwürden war übrigens eine unerschöpfliche Fundgrube für alte Kalendergeschichten, verschollene Ladenhüter aus dem Gebiete der gesamten Profan- und Kirchengeschichte, ein lebendiges Kalendarium harmloser Anekdoten, Altweibermärchen und Moritaten. Er konnte die unmöglichsten Dinge so glaubhaft dramatisch erzählen, daß man glaubte, auch wenn man es nicht glaubte. Und er konnte dabei die Hände verwerfen, er konnte eine gelbe, bittere Leichenmiene aufsetzen, er konnte schäumen im Fieber der Begeisterung oder der Erregung über studentische Schwerhörigkeit. Aber er konnte auch lachen, lachen — ein herrliches, vielgestaltetes, gekrümmtes Lachen, das den ganzen biegsamen Leib mit allen Armen, Händen, Beinen und Wirbelsäulen zu Diensten nahm. Ja, wer so lachen kann, der ist nicht böse, und wäre er selbst der Pater Vize-Präfekt.

Die dritte Begegnung verlief eher tragikomisch. Unser zwei hatten sich gleich am ersten Abend in die tieferen Klostergänge verirrt und öffneten eben vorsichtig eine Tür ins Unbekannte, als plötzlich eine schwarze Gestalt vor uns stand. Sie trug um den Hals ein Kreuz an goldener Kette und hielt uns die beringte Hand hin, die ich aber nicht küßte, sondern kräftig drückte. Es war der Abt. Ob unserer Verdutztheit schüttelte er sich vor Lachen. Es war ein gütiges, väterliches Lachen, das uns wohlig erfüllte und ermutigte. Er zog uns an sich und betreute uns mit einer solchen Güte, daß wir gerührt und begeistert in unser Revier zurückkehrten. Wir hatten eine Persönlichkeit kennengelernt. Unser Gefühl täuschte uns nicht. Die Klostergeschichte von 1888 bis 1914 zeigt, daß nur eine bedeutende, außergewöhnlich kluge und umsichtige Kraft, im guten Sinne eine Persönlichkeit aus der alten Schule, imstande war, das halb ausgestorbene Gotteshaus wieder auf jene Höhe zu bringen, auf welcher es bei Anlaß der Feier seines dreizehnhundertjährigen Bestehens einen Monat vor Ausbruch des ersten Weltkrieges sich befand.

Ich empfand mit allen Sinnen das Absonderliche, die Wunderwelt klösterlicher Poesie, fühlbar überall in Winkeln, Treppen, Gängen, Gelassen, in den kultischen Heiligtümern und Handlungen, in erzverlassenen Innenhöfen und Klostergärten, in den Zellen, an deren Fenster Spalier rankt, in der gesamten Stimmung, die eben über der Kleinwelt einer klösterlichen Friedung ruhen kann, und nicht zuletzt in dem an Originalen so unerschöpflich reichen Volke der Väter, Brüder und Klosterknechte.

Da war der uralte Bruder Benedikt, der wie ein sanfter Schein in der Kirche umging, seine Heiligen pflegte wie Kinder, der aus einem Kriegsmann von 1866 der mildeste Friedensmensch wurde, den ich kannte. Da hauste in den tiefern Regionen Bruder Raphael, der Schneider aller Schneider, eine Figur, wie sie nur im Märchen vorkommt, mit den Heiligen und Studenten auf gleich gutem Fuße; ein anderer Franziskus, der mit den Finken, Meisen und Rotkehlchen als mit den Vögeln des Himmels heimliche Zwiesprache führte, jedem seinen Kosenamen gab, sich von ihnen die Körner aus den Zähnen und den Faden von der Kutte picken ließ; in seinem Fach ein Künstler, dessen Kutten wie gegossen saßen, dessen Phantasie jeweilen für die Garderobe unseres Schülertheaters in türkischen, mittelalterlichen und spanischen und in Kostümen aus dem Zeitalter des vierzehnten oder sechzehnten Ludwig sich auslebte. Oder der schweißtriefende Bruder Koch, der die Scholaren mit «Vegele» anredete; oder der Bruder Pförtner, seines Zeichens Flachmaler, Gelegenheitsschriftsteller und Krankenwärter, freigebig wie Molières «Harpagon», heldenhaft wie Don Abondio in Manzonis «Verlobten». Und da war ein anderer Bruder Koch, der in der Freude seines Herzens die Eier allzu zahlreich in die Pfanne der Studentensuppe schlug; oder der handwerksbegabte Bruder Paul, Choleriker und Melancholiker, je nach Laune und Tageszeit, der die Fundamente der fränkischen Kirche bloßlegte, das alte Emporengeländer in der großen Kirche durch ein neues stilgerechtes ersetzte und immer erklärte, er verkehre mit Leuten wie Professor Stückelberg oder mit dem Archäologen P. Notker Curti nur «wissenschaftlich». Und da war einer, den wir den heiligen Geist nannten wegen seiner fliegenden Gangart und seiner ewigen Unrast, womit er Tag und Nacht treppauf und -ab, gangein und gangaus innert und außer der Klausur herumgeisterte. Da waren sie alle, diese Menschen, die aus irgendeinem Grunde der Welt entsagt hatten, bis hinunter zu dem letzten, körperlich und geistig gestörten Klosterknechte. Für diese Aermsten und Armen bedeutete das Kloster nicht nur eine materielle Freistatt, ein ökonomisches Asyl, sondern einen religiösen Zufluchtsort, überhaupt einen äußersten Halt, woselbst jeder — und mochte der Oekonom P. Plazidus noch so raubauzig dreinfahren — in seiner allerletzten Menschlichkeit, in seinem christlich-persönlichen und tiefsten Sein als unverletzlich geachtet und gewürdigt wurde. Und hätte das Leben ihn zehnmal ausgespien, man fragte nicht.

Verbrachte *der* sein Mönchtum in grollender Abseitigkeit, so brach ein anderer bei jeder Gelegenheit die Klausur, um mit den Jungen jung und mit den Fröhlichen fröhlich zu sein. Erlebte dieser Gott und seine Geheimnisse in der Tiefe seines Herzens (so stark, daß die heiligen Vorgänge in der Messe oft weinenden Auges vollzogen wurden), so erwarb ihn jener mit der kalten Logik eines mathematischen Verstandes. War dieser trocken wie ein Pergament und einfach wie ein Pultdeckel, so wies jener eine seelische Kompliziertheit auf, die einen Proustschen Helden geziert hätte, eine Ueberschwenglichkeit, die einem Backfisch angestanden wäre. Berauschte ein anderer sich am Worte, so berauschte ein Dritter sich am Schweigen.

Die Substanz des Klosters ist der Mönch selbst. Er ist mehr als die Säule, er ist die Wand; er ist mehr als die Wand, er ist das Dach; er ist mehr als das Dach, er ist das Fundament; er ist mehr als das Fundament, er ist der Raum. Und mehr als der Raum, er ist die Seele, er ist die Essenz, die geheime Kraft, das Element, in dem der Heilige Geist wirken, wesen, walten und wohnen kann. Er und nichts anderes. Nicht die Krypta, nicht die Reliquien, nicht das Latifundium, nicht die Schule, nicht die Schar der Wallfahrer — er allein macht das Kloster aus. So oder anders. Er, in der Festigkeit der Regel, in der Einsamkeit seiner Zelle, im Bußgewand der Weltentsagung. Er, der Mönch allein.

Und nun eine letzte Runde durchs Kloster. Die hallenden Korridore liegen einsam. Die Klosterhöfe sind wie kubische Gefäße voll Schatten und Stille. Es ist Abend. Wieder Abend. O diese Klosterabende, in denen das Schweigen laut wird, in denen alles eine andere geheimnisvollere Sprache zu sprechen scheint. Nie ist das Kloster mehr Kloster als morgens, wenn es um die Altäre herum hell wird, und des Abends, wenn die kleinen Dinge dieser Welt getan sind, wenn die Relativitäten des äußeren Lebens zurücktreten und im Geiste die Räume ins Absolute offenbar werden. Wenn jeder zum einen und einzigen Kern *einer*, *seiner* Zelle wird, ganz aufgenommen in das Geheimnis seiner Existenz, seiner Persönlichkeit und irdischen Einmaligkeit . . .

Nun ist jeder der Einsamkeit seines Herzens anheimgegeben, die er nach der heiligen Regel eine lange Nacht allein mit Gott und Göttlichem ausfüllen und teilen soll. Und der eine steigt empor, der andere hinab; und dieser öffnet diese Tür und jener eine andere. Und zuletzt sind ihrer nur einige wenige, und dann ist es keiner mehr. Und wieder herrscht Stille, die nunmehr kein Ende und keine Grenzen hat.

▪

Aus Siegfried Streichers längst vergriffenem Büchlein «Klosterschuler», Verlag Räber & Cie., Luzern

Schreckhafte Begegnung

von Rainer Maria Rilke

11. September, rue Toullier.

So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin ausgewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler. Ich habe einen Menschen gesehen, welcher schwankte und umsank. Die Leute versammelten sich um ihn, das ersparte mir den Rest. Ich habe eine schwangere Frau gesehen. Sie schob sich schwer an einer hohen, warmen Mauer entlang, nach der sie manchmal tastete, wie um sich zu überzeugen, ob sie noch da sei. Ja, sie war noch da. Dahinter? Ich suchte auf meinem Plan: Maison d'Accouchement. Gut. Man wird sie entbinden — man kann das. Weiter, rue Saint-Jacques, ein großes Gebäude mit einer Kuppel. Der Plan gab an Val-de-grâce, Hôpital militaire. Das brauchte ich eigentlich nicht zu wissen, aber es schadet nicht. Die Gasse begann von allen Seiten zu riechen. Es roch, soviel sich unterscheiden ließ, nach Jodoform, nach dem Fett von pommes frites, nach Angst. Alle Städte riechen im Sommer. Dann habe ich ein eigentümlich starblindes Haus gesehen, es war im Plan nicht zu finden, aber über der Tür stand noch ziemlich leserlich: Asyle de nuit. Neben dem Eingang waren die Preise. Ich habe sie gelesen. Es war nicht teuer . . .

Und sonst? ein Kind in einem stehenden Kinderwagen: es war dick, grünlich und hatte einen deutlichen Ausschlag auf der Stirn. Er heilte offenbar ab und tat nicht weh. Das Kind schlief, der Mund war offen, atmete Jodoform, pommes frites, Angst. Das war nun mal so. Die Hauptsache war, daß man lebte. Das war die Hauptsache.

Wird man es glauben, daß es solche Häuser gibt? Nein, man wird sagen, ich fälsche. Diesmal ist es Wahrheit, nichts weggelassen, natürlich auch nichts hinzugetan. Woher sollte ich es nehmen? Man weiß, daß ich arm bin. Man weiß es. Häuser? Aber, um genau zu sein, es waren Häuser, die nicht mehr da waren. Häuser, die man abgebrochen hatte von oben bis unten. Was da war, das waren die anderen Häuser, die danebengestanden hatten, hohe Nachbarhäuser. Offenbar waren sie in Gefahr, umzufallen, seit man nebenan alles weggenommen hatte; denn ein ganzes Gerüst von langen, geteerten Mastbäumen war schräg zwischen den Grund des Schuttplatzes und die bloßgelegte Mauer gerammt.

Ich weiß nicht, ob ich schon gesagt habe, daß ich diese Mauer meine. Aber es war sozusagen nicht die erste Mauer der vorhandenen Häuser (was man doch hätte annehmen müssen), sondern die letzte der früheren. Man sah ihre Innenseite. Man sah in den verschiedenen Stockwerken Zimmerwände, an denen noch die Tapeten klebten, da und dort den Ansatz des Fußbodens oder der Decke. Neben den Zimmerwänden blieb die ganze Mauer entlang noch ein schmutzigweißer Raum und durch diesen kroch in unsäglich widerlichen, wurmweichen, gleichsam verdauenden Bewegungen die offene, rostfleckige Rinne der Abortröhre. Von den Wegen, die das Leuchtgas gegangen war, waren graue, staubige Spuren am Rande der Decken geblieben, und sie bogen da und dort, ganz unerwartet, rund um und kamen in die farbige Wand hineingelaufen und in ein Loch hinein, das schwarz und rücksichtslos ausgerissen war. Am unvergeßlichsten aber waren die Wände selbst. Das zähe Leben dieser Zimmer hatte sich nicht zertreten lassen. Es war noch da, es hielt sich an den Nägeln, die geblieben waren, es stand auf dem handbreiten Rest der Fußböden, es war unter den Ansätzen der Ecken, wo es noch ein klein wenig Innenraum gab, zusammengekrochen. Man konnte sehen, daß es in der Farbe war, die es langsam, Jahr um Jahr, verwandelt hatte: Blau in schimmliches Grün, Grün in Grau und Gelb in ein altes, abgestandenes Weiß, das fault. Aber es war auch in den frischeren Stellen, die sich hinter Spiegeln, Bildern und Schränken erhalten hatten; denn es hatte ihre Umrisse gezogen und nachgezogen und war mit Spinnen und Staub auch auf diesen versteckten Plätzen gewesen, die jetzt bloßlagen. Es war in jedem Streifen, der abgeschunden war, es war in den feuchten Blasen am unteren Rande der Tapeten, es schwankte in den abgerissenen Fetzen, und aus den garstigen Flecken, die vor langer Zeit entstanden waren, schwitzte es aus. Und aus diesen blau, grün und gelb gewesenen Wänden, die eingerahmt waren von den Bruchbahnen der zerstörten Zwischenmauern, stand die Luft dieser Leben heraus, die zähe, träge, stockige Luft, die kein Wind noch zerstreut hatte. Da standen die Mittage und die Krankheiten und das Ausgeatmete und der jahrealte Rauch und der Schweiß, der unter den Schultern ausbricht und die Kleider schwer macht, und das Fade aus den Munden und der Fuselgeruch gärender Füße. Da stand das Scharfe vom Urin und das Brennen vom Ruß und grauer Kartoffeldunst und der schwere, glatte Gestank von alterndem Schmalze. Der süße, lange Geruch von vernachlässigten Säuglingen war da und der Angstgeruch der Kinder, die in die Schule gehen, und das Schwüle aus den Betten mannbarer Knaben. Und vieles hatte sich dazugesellt, was von unten gekommen war, aus dem Abgrund der Gasse, die verdunstete, und anderes war von oben herabgesickert mit dem Regen, der über den Städten nicht rein ist. Und manches hatten die schwachen, zahm gewordenen Hauswinde, die immer in derselben Straße bleiben, zugetragen, und es war noch vieles da, wovon man den Ursprung nicht wußte. Ich habe doch gesagt, daß man alle Mauern abgebrochen hatte bis auf die letzte — ?

Nun von dieser Mauer spreche ich fortwährend. Man wird sagen, ich hätte lange davorgestanden; aber ich will einen Eid geben dafür, daß ich zu laufen begann, sobald ich die Mauer erkannt hatte. Denn das ist das Schreckliche, daß ich sie erkannt habe. Ich erkenne das alles hier, und darum geht es so ohne weiteres in mich ein: es ist zu Hause in mir.

Aus «Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge», Insel-Verlag, Leipzig 1910



VATERFREUDEN! WENN WIR DIE GRÖSSTE UND SCHÖNSTE DANKESSCHULD DES LEBENS ABTRAGEN DÜRFEN, DANN MIT ECHTEM SCHMUCK.

Gold und Silber im modernen Leben

In der Rue Royale

Doetsch, Grether & Cie. AG., Kosm. Abt., Basel

In der Rue St. Honoré — am Place Vendôme — in ehrwürdigen alten Gebäuden wird von raffinierten jungen Künstlern die Mode gemacht. Die Schau der neuen Modelle ist immer auch die Schau der neuen Frisuren, denn die Zauberer der Mode wissen am besten, wie sehr das Haar die ganze Erscheinung zu steigern vermag. Die Eleganz der Kleider ist untrennbar mit der Schönheit der Haare verbunden.

Wieviele Frauen haben leider diese Wahrheit noch nicht erfaßt! Sie sorgen sich, weil ihre Haare ohne Souplesse, Glanz und Charme sind. Fast immer liegt es — so erstaunlich das klingen mag — nur an der Pflege. Es ist falsch, die Haare mit irgendeiner Seife zu waschen, weil sie ganz sicher grau, rauh und spröde werden. Nur die alkalifreien Schwarzkopf-Haarwaschmittel, die keinen Kalkflor bilden, können dem Haar die ursprüngliche Kraft und Elastizität, die volle, strahlende Schönheit verschaffen.

Auch muß man das Haar öfter waschen. Waschen reinigt das Haar nicht nur — Waschen reguliert auch die Fettverteilung — Waschen regt den Haarboden an! Lassen Sie Ihre ganze Familie einmal einen Monat lang jede Woche das Haar mit Schwarzkopf waschen — Sie werden vom Ergebnis begeistert sein. Beutel Fr. –.50, Flasche Fr. 2.–.

Lanador

Das neueste auf dem Gebiet der Haarpflegemittel ist das sensationelle Crèmeshampoo Lanador. Es ist ein reines, alkalifreies Haarwaschmittel — mit feinsten Ölen emulgiert — so daß das Haar nach dem Reinigungsprozeß sofort wieder mit kräftigenden Substanzen gesättigt wird. In Amerika, wo man das Haar mustergültig pflegt, setzte sich das Prinzip von Lanador-Crèmeshampoo überall schlagartig durch. Lanador macht das Haar frisch, leicht und luftig — gleichzeitig frisierfertig, elastisch und haltbar. Lanador ist das Beste, was als Haarwaschmittel zu haben ist! Lanador Crèmeshampoo in Tuben Fr. 1.20.



Schwarzkopf



IN DER SCHWEIZ ERHÄLTLICHE ROTHMANS PRODUKTE

			20 STÜCK	10 STÜCK
CHAMPION	:	*die volkstümliche Virginia-Cigarette par excellence*	*Fr. -.90*	
WEST END	:	*die gehaltvolle, mittelstarke Virginia-Cigarette*	*Fr. 1.30*	*Fr. -.65*
KINGS GATE	:	*eine sehr feine, milde Virginia-Cigarette*	*Fr. 1.30 *)*	*Fr. -.65 *)*
PALL MALL DE LUXE	:	*eine Virginia-Cigarette für höchste Ansprüche*	*Fr. 2.50*	
FLEUR DU ROI	:	*das Non Plus Ultra einer Virginia-Cigarette*	*Fr. 4.50* (25 Stück Grossformat)	
WEST END SMOKING MIXTURE	{	*ein feiner englischer Pfeifentabak in praktischer Leichtmetall-Taschendose zu 40 g netto*	*Fr. 1.35*	

*) Auch mit Filtermundstück

ROTMANS LTD., 5 & 5A PALL MALL, LONDON S. W. I.


Fabrikant: Pius Wieler Söhne, Kreuzlingen / Schweiz
WIELER

100 Jahre Präzision...

OMEGA

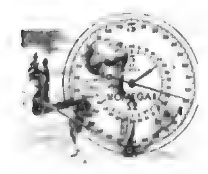
1848 1948

Ω

Durch stetes Streben nach höchster Qualität erwarb sich das von Louis Brandt gegründete Unternehmen in 100jähriger Tätigkeit das Vertrauen der ganzen Welt und förderte die universelle Anerkennung der Schweizeruhr.



Offizielle Chronometrierung der Olympischen Spiele St. Moritz und London 1948





Louis Brandt gründete im Jahre 1848 das Unternehmen, aus dem die heutige Omega Watch Co. hervorgegangen ist. Die Schweizeruhr war im Ausland noch wenig bekannt, doch heute genießt sie das Vertrauen von Millionen, das Vertrauen der ganzen Welt. Das verdanken wir jenen Uhrenfabrikanten, die in der Herstellung von Qualitätsuhren ihre Lebensaufgabe erblickten. So Louis Brandt, der, wie seine Nachfolger, sein ganzes Unternehmen in den Dienst der Präzision stellte. Das Unternehmen hat sich durch seine technischen, kaufmännischen und sozialen Leistungen in großem Maße um die gewaltige Entwicklung, die unsere Uhrenindustrie im Laufe der letzten 100 Jahre erleben durfte, verdient gemacht.



Nährkraft seit uralter Zeit

Aus ältesten Büchern wissen wir, dass zuckerhaltiges Manna ein begehrenswertes Nahrungsmittel war! Zucker von der Pflanze mit Hilfe des Sonnenlichtes erzeugt, macht auch die Nährkraft der Confitüre aus. Sie ist die richtige Grundlage für einen arbeitsreichen Tag, ein konzentrierter Kräftespender für gross und klein. Darum steht Roco-Confi auf unserem Frühstückstisch - sie schmeckt und sie nährt!




Unter strenger Kontrolle von A bis Z
MARVIN
Vom Materialeinkauf über die Ausarbeitung jedes einzelnen Teiles bis zur fertigen Montage, jede Arbeitsphase ist Gegenstand peinlichster Kontrolle durch erfahrene Fachleute. Auch an der Eleganz der MARVIN-Uhren arbeiten spezialisierte Künstler. Das alles erklärt ihren Erfolg in über 50 Ländern. Jede MARVIN-Uhr ist mit einem sich selbst regulierenden Organ versehen, das ihren Gang von Temperaturschwankungen unabhängig macht.
MARVIN
Seit 1850



den einfachsten Weg zu einer fehlerfreien Haut

Ihr Teint hat seine eigene Art, für gute Behandlung zu danken; er wird *strahlend— radiant* sagen die Engländerinnen. Benützen Sie Yardley Liquefying Cleansing Cream, so wird Ihre Haut *tief*gereinigt; Yardley Night Cream hält sie geschmeidig; Yardley Astringent Lotion macht sie fein und ebenmässig. Sie *fühlen* es direkt, wie sie auf die Yardley Behandlung reagiert.

Yardley schenkt Ihnen natürlichen Liebreiz – *natural loveliness*

YARDLEY · 33 OLD BOND STREET · LONDON

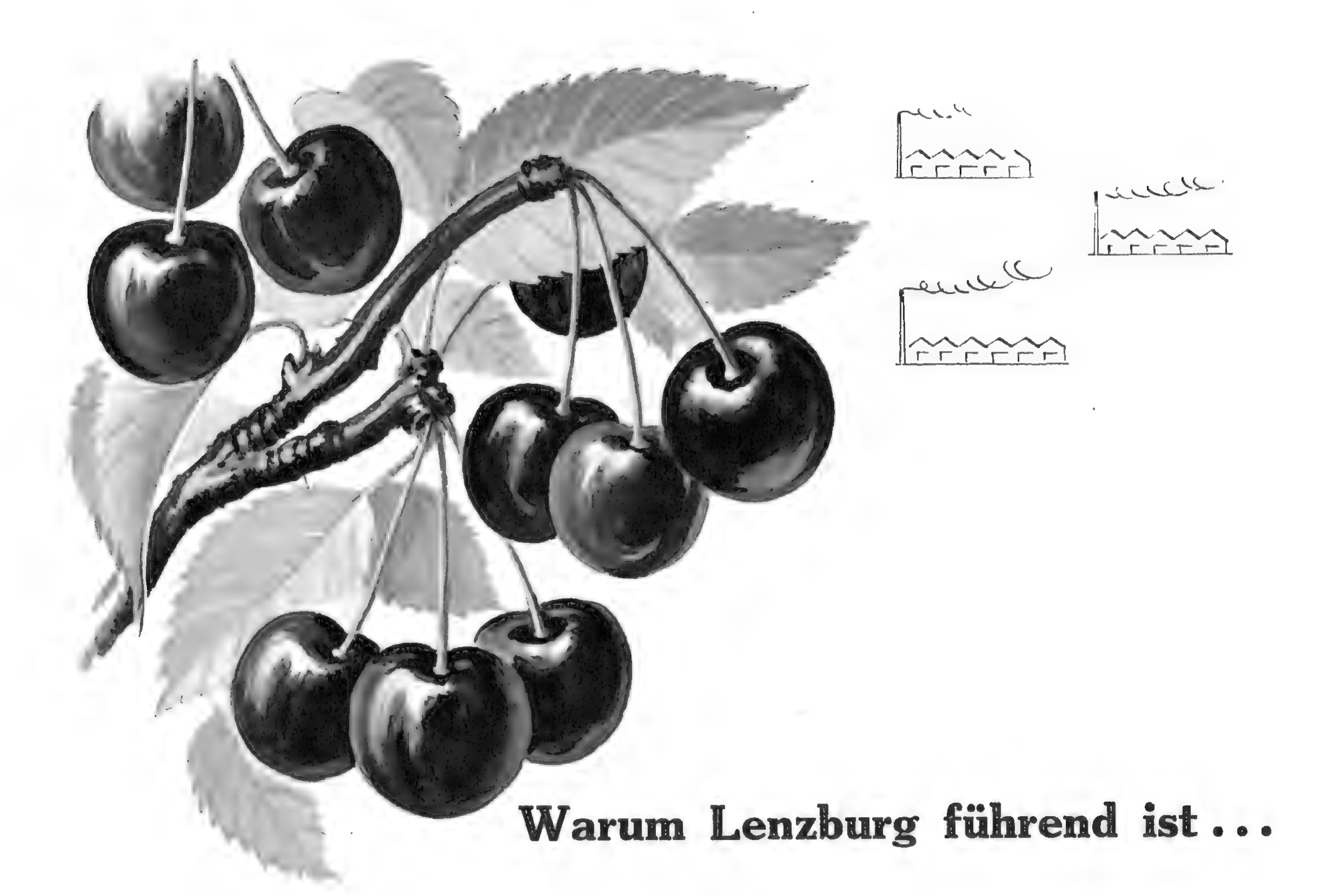
***Generalvertretung für die Schweiz:* Emil Gachnang, Binzstr. 44, Zürich**







An der Schweizer Mustermesse Basel, Halle II, Stand 326



Warum Lenzburg führend ist ...

Zuckersüße Kirschen im Stadium der Vollreife

Das gibt herrliche Confitüre! Aber nur, wenn man die Kirschen sofort nach Eintreffen verarbeitet. Der letzte Korb Kirschen muß gleichen Tags zu Confitüre werden. Was nun, wenn bei einer großen Kirschenernte, wie beispielsweise letztes Jahr, über 400 Eisenbahnwagen Kirschen in wenigen Wochen heranrollen? Dann stehen alle Fabriken der Hero Conserven Lenzburg bereit. Vereint bewältigen sie den täglich zuströmenden Früchtesegen. Die in allen unsern Produktionsstätten sorgfältig angewandte Lenzburger Fabrikationsmethode bürgt für dieselbe, durchwegs gleich hervorragende Hero Confitüre, die unsere Lenzburger Freunde auch während der Zeit der Rationierung so außerordentlich schätzten.

1/1 Dose schwarze Kirschen-Confitüre . .	Fr. 2.97	*inkl. WUST und 5% Rabatt*
1/2 Dose	Fr. 1.62	
1/2 Glas *(inkl. 50 Cts Depot)*	Fr. 1.94	

Lenzburger Hero Confitüre

ohnegleichen!



Bestimmt ist Ihnen der neue Lincoln-12-Zylinder im Verkehr ganz besonders aufgefallen. Ebenso wie seine vornehme Linie, wird Sie die Fahreigenschaft angenehm überraschen. Verlangen Sie ganz unverbindlich eine Probefahrt.

Offizielle Lincoln-Vertretungen:

Autavia AG., Hardstraße 14, Basel, Telephon 24601
Willy & Co., Laupenstraße 22, Bern, Telephon 27355
Häne & Schläpfer, Bogenstraße 9—11, St. Gallen, Telephon 24575
Th. Willy, Bundesplatz, Luzern, Telephon 22234
Willy & Blattner AG., Färberstraße 2, Zürich, Telephon 340404-05

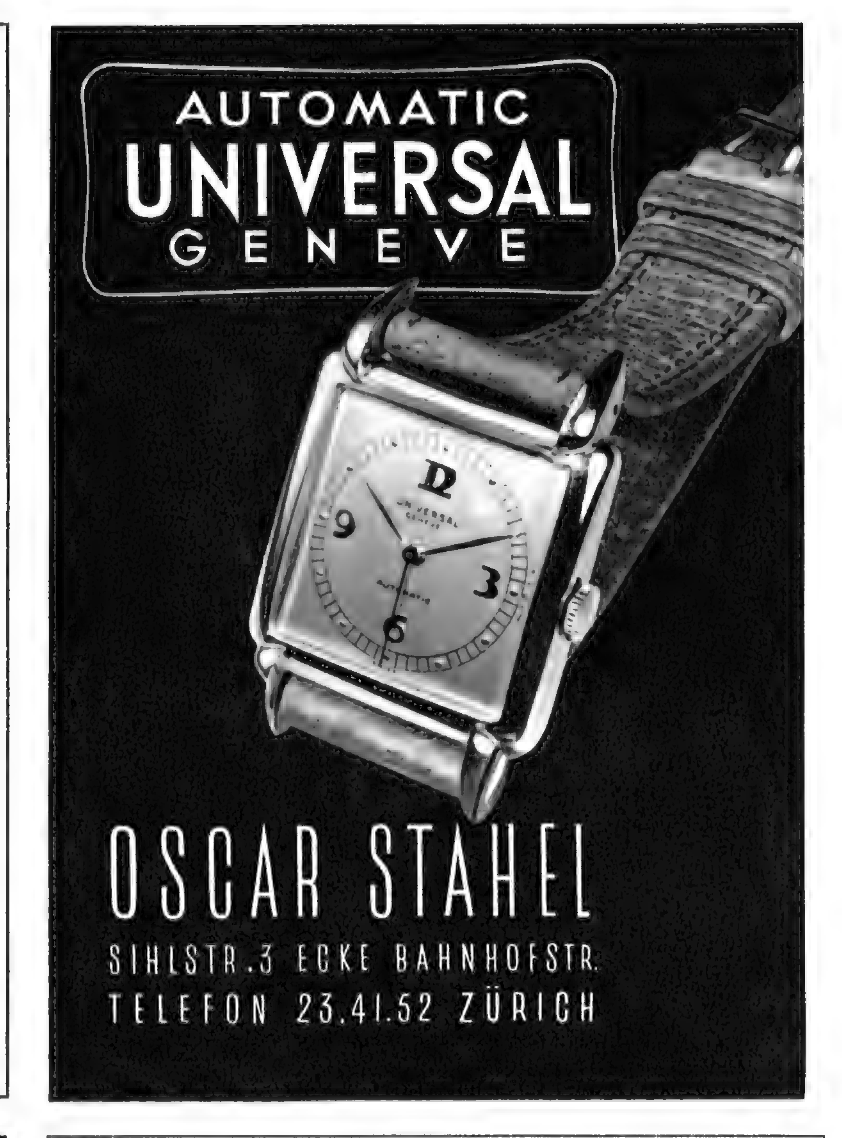
Die beliebten

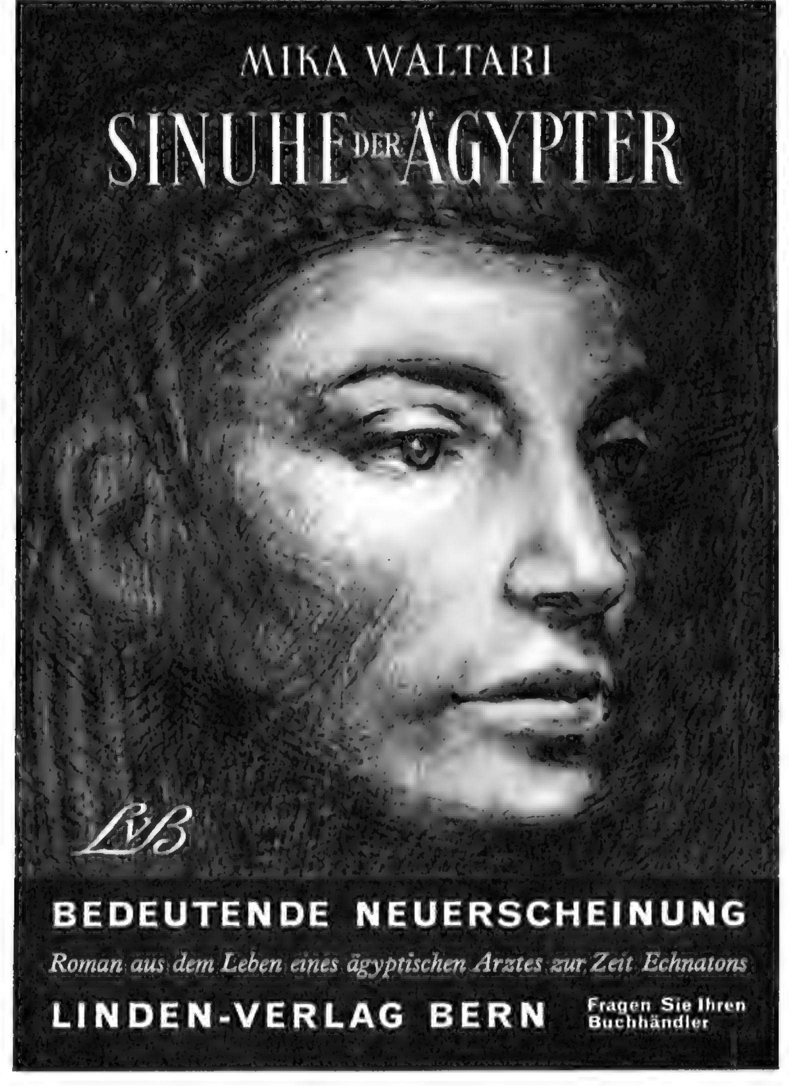
Cashmere Bouquet Produkte

sind wieder erhältlich

TOILETTE-SEIFE
COLD CREAM
BRILLANTINE
TALC









UNIVERSITÉ DE GENÈVE

Semestre d'hiver octobre—mars Semestre d'été avril—juillet

Ouverture des cours du semestre d'été: lundi 12 avril 1948

SCIENCES avec École de Pharmacie

LETTRES
avec Séminaire de français moderne
École d'interprètes
Institut des Sciences de l'Éducation
École pratique de langue française

SCIENCES ÉCONOMIQUES ET SOCIALES
avec Institut de Hautes Études Commerciales

DROIT

MÉDECINE
avec Institut de Médecine dentaire
Institut de biologie et chimie médicales
Institut d'Éducation physique et de sport

THÉOLOGIE PROTESTANTE

INSTITUT UNIVERSITAIRE DE HAUTES ÉTUDES INTERNATIONALES

ÉCOLE D'ARCHITECTURE

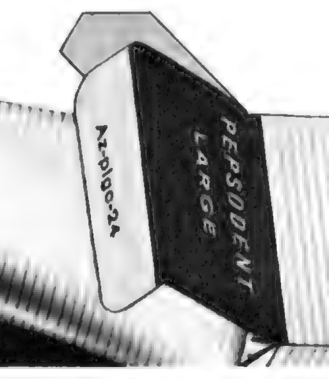
Programmes et renseignements au secrétariat

PEPSODENT IST WIEDER DA!

WIEDER SCHIMMERND WEISSE ZÄHNE, DENN PEPSODENT ENTHÄLT *Irium*

Hurra! . . . endlich ein Mittel, um den hartnäckigen Belag zu entfernen, der trotz aller Pflege die Schönheit unserer Zähne trübte. Pepsodent, die einzige Zahnpasta mit Irium, kehrt nun auch in unser Land zurück. Irium, das ist ein ganz erstaunlicher Stoff - 6 mal wirksamer als die beste Seife! Behutsam, doch unwiderstehlich, reinigt er die Zähne, und wie durch ein Wunder enthüllt sich ihr natürlicher, schimmernder Glanz.

2 mal täglich Pepsodent **2 mal jährlich zum Zahnarzt**



IRIUM ist die eingetragene Schutzmarke für eine wirksame Substanz, welche die Zähne schimmernd weiss macht.

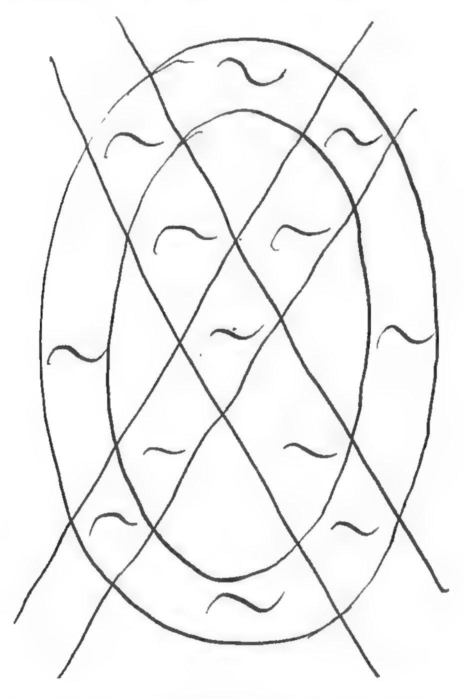
Fortsetzung von Seite 11

Wie ich ihn sah

Otto Meyer war ein ritterlicher Debatter. Er war immer sehr bescheiden, was wohl aus dem Wissen der Dinge und seiner selbst entsprang. Er setzte sich nie aufs hohe Roß oder hatte eine vorgefaßte Meinung. Ich konnte mit meinem ungestümen, jugendlichen Temperament einhaken, wo ich wollte, er ließ sich nie aus der Ruhe bringen. Meinen eigenen, künstlerischen Arbeiten stand er offen und sachlich gegenüber. Er suchte mich zu fördern, wo er konnte. Wenn es ans Kritisieren ging, hörte ich immer wieder den Satz: «Ein Negatives ist in jedem Bilde leicht zu finden, ein Positives zu suchen, sofern es vorhanden ist, sei unsere Aufgabe.»

Auf sicherstem Boden aber trafen wir uns in mathematischen Problemen. Vor meinem Medizinstudium hatte ich an der ETH. Mathematik studiert, und Otto Meyer hatte es durch Selbststudium sehr weit gebracht. Er verstand etwas von darstellender Geometrie, wußte, was eine Umklappung war und kannte den geometrischen Ort. Einmal hatte er eines seiner bekannten Vorbereitungsbilder eben vollendet; am andern Tag hing es an der Wand, was sonst nie der Fall war. Er verlangte von mir eingehende Erklärung und Kritik. Ich fing an, über die Verteilung der Figuren in der Fläche zu sprechen, über die Farben und das Licht. Plötzlich rief er fast streng (was sonst nicht seine Art war): «Und der Ort?» Ich fragte schüchtern: «Meinen Sie den geometrischen Ort?» — «Das ist mir ganz gleich! Zeichnen Sie mir den Schlüssel!»

Ich wußte ja schon lange, daß er seine Bilder streng nach einem bestimmten Gerüst aufbaute, hie und da waren Teile desselben noch zu erkennen, und es war mir daher möglich, die einzelnen Teile nach und nach zusammenzusetzen. Ich zeichnete ihm also auf ein Blatt Papier: zwei hochgestellte Ovale ineinander, darüber ebenfalls zwei hochgestellte, gekreuzte Parallelen und dazwischen als Verbindung zahlreiche, waagrechte, kurze Wellenlinien.



Ich hatte damit bis auf kleinere Abweichungen das Bildgerüst, den Kanon, oder wie er es nannte, den Schlüssel gefunden. Er war hocherfreut und dankte mir dafür, es war für ihn eine Bestätigung seiner künstlerischen Bestrebungen. Er war fest überzeugt, daß Giotto, Uccello, Piero della Francesca und Witz einen vollständig bewußten Kanon hatten. Ich mußte ihm immer wieder, wenn ich nach Padua, Florenz oder Arezzo fuhr, die besten Photographien von ihren Bildern mitbringen. Wir analysierten dann dieselben, und er versuchte, den richtigen Kanon einzuzeichnen.

Cézanne war der Experimental-Maler der farbigen Prismen und drang bis zu einer neuen Optik vor. Meyer-Amden war der Experimentator der Bildkomposition. Mitten aus dieser Arbeit starb er und mußte sie unvollendet und unerkannt zurücklassen.

Eine große Freude erlebte ich jüngst, als ich in einer schönen Ausstellung von Bildern, Cézanne, Renoir, Manet, Picasso, Matisse, Delacroix, Courbet, das kleine Impfbild von Otto Meyer sah, es leuchtete mit seinem Rosa, Grau und Beige mild wie eine kleine Perle aus lauter Gold.

Es waren junge Maler da, sie freuten sich alle über dieses kleine Bild. Einer sagte: «Meyer-Amden hat einen Tempel mit einem Altar darin.» Wie würde er sich freuen, wenn er das hören könnte. Aber seine Zeit ist noch nicht gekommen.

■

Maria Zarembinska:

Sintflut. Eine Erinnerung an Auschwitz

Der Regen ist zweifellos eine sehr nützliche Sache, der Regen kann sogar sehr angenehm sein, wenn man dahinwandert in einem Regenmantel, die Hände in den Taschen, um irgendeinen Brand des Herzens zu löschen.

Aber Regen in Auschwitz — das ist eine Katastrophe. Nach einigen Stunden hoffnungslosen Herumstapfens im aufgeweichten Lehm werden die Holzschuhe zu zwei schweren Steinen, die an den Füßen lasten. Kleid und Wäsche sind wie die scheußliche Haut eines glitschigen Ungeheuers, deren man sich nicht entledigen kann. Vom Kopftuch rinnt einem unablässig Wasser ins Gesicht.

In der zweiten Julihälfte regnete es seit Tagen unaufhörlich. Jeden Tag, wenn wir beim Morgengrauen zum Appell angetreten waren, schauten wir zum Himmel und suchten vergebens nach einem noch so schmalen Streifen blauen Himmels, der uns gutes Wetter ankündigen sollte. Leider — keine Hoffnung. Grau und schwer hingen die Wolken über uns. Es begann uns geradezu ein Entsetzen zu befallen.

Und an so einem Tage sagte eine, daß der Regen nie aufhören werde, daß es mit der Voraussage übereinstimme, die sie vor ihrer Verhaftung gelesen habe: «Ein schrecklicher Krieg wird kommen, ganze Städte von Sklaven werden entstehen und die Sklaven werden auf Scheiterhaufen lebend verbrannt und auf den Rücken werden sie gemalte Kreuze tragen, unter deren Last sie zusammenbrechen werden. Dann wird ein Regen fallen, viele Tage und Nächte, und schließlich wird das Weltende kommen — die zweite biblische Sintflut.»

Manche von uns wurden von Angst ergriffen, sie begannen zu beten und sich schrecklich vor der «Sintflut» zu fürchten. Inzwischen kam eine tröstende Nachricht. Es hieß, der Chefarzt habe die Arbeit verboten. Am nächsten Tag gingen die Arbeitskolonnen nicht aufs Feld. Ein Freudentaumel bemächtigte sich unser. Vielleicht werden endlich die Kleider trocken, vielleicht werden wir ein wenig ausschlafen können?!

In unserem Hof vor dem Block hatte sich eine Art Bassin gebildet, und das Wasser reichte schon bis zu den Knien. Da der Hof zementiert war und das Wasser keinen Abfluß hatte, sagten wir voraus, in der Frühe werde das Wasser bis zu den Hüften reichen. Der Abendappell fand im Block statt. Die Blockwärterin sagte selbst, daß morgen schon niemand zur Arbeit gehen werde.

Wir schliefen in dem wohligen Bewußtsein ein, daß morgen nicht gearbeitet und daß man ausruhen werde. Aber gleich nach dem Morgenappell kam die erste Enttäuschung. Es war verboten, auf den Betten zu sitzen, man mußte entweder stehen oder daneben auf Hockern sitzen, von denen es nur wenige gab. Kaum hatten wir uns an diese traurige Perspektive gewöhnt, als vom Tor her Schreie zu uns drangen und auch schon die Blockaufseherin in hohen Gummischuhen und einer Gummipelerine hereinstürzte und zu schreien begann, wir müßten augenblicks zur Arbeit antreten.

Was war zu machen? — Ich dachte, es müßten Abflußgräben für das Wasser geschaufelt werden — aber das war es nicht. Vor dem Tor stand neben seinem Motorrad der Arbeitsdienstführer, der furchterregende Tauber. Er beschimpfte gerade seine Untergebenen, weil sie uns nicht morgens um sechs Uhr zur Arbeit gejagt hatten.

«SK. (Strafkolonne) hat keinen freien Tag. SK. hat immer zu arbeiten. Die verlorene Zeit einholen!»

Die Erde war so aufgeweicht und der Regen floß in Strömen, so daß an Straßenarbeiten oder Kanalisationsbau, unsere übliche Arbeit, nicht zu denken war. Man befahl uns daher, Ziegel zu tragen. Wir mußten von einem Lagerende zum anderen, von einem Haufen auf den anderen jede mehrere schwere und nasse Ziegel tragen. Diese Wanderung war wirklich schrecklich hoffnungslos, physisch so marternd, daß es mich nicht wunderte, um mich herum das Geflüster zu hören: «Ja, das wird schon das Weltende sein.»

«Ich sage dir, das mit der Sintflut ist wahr.»

«Ja, es ist wahr, der Herrgott kann nicht länger ein solches Unrecht und solche menschliche Qual mitansehen.»

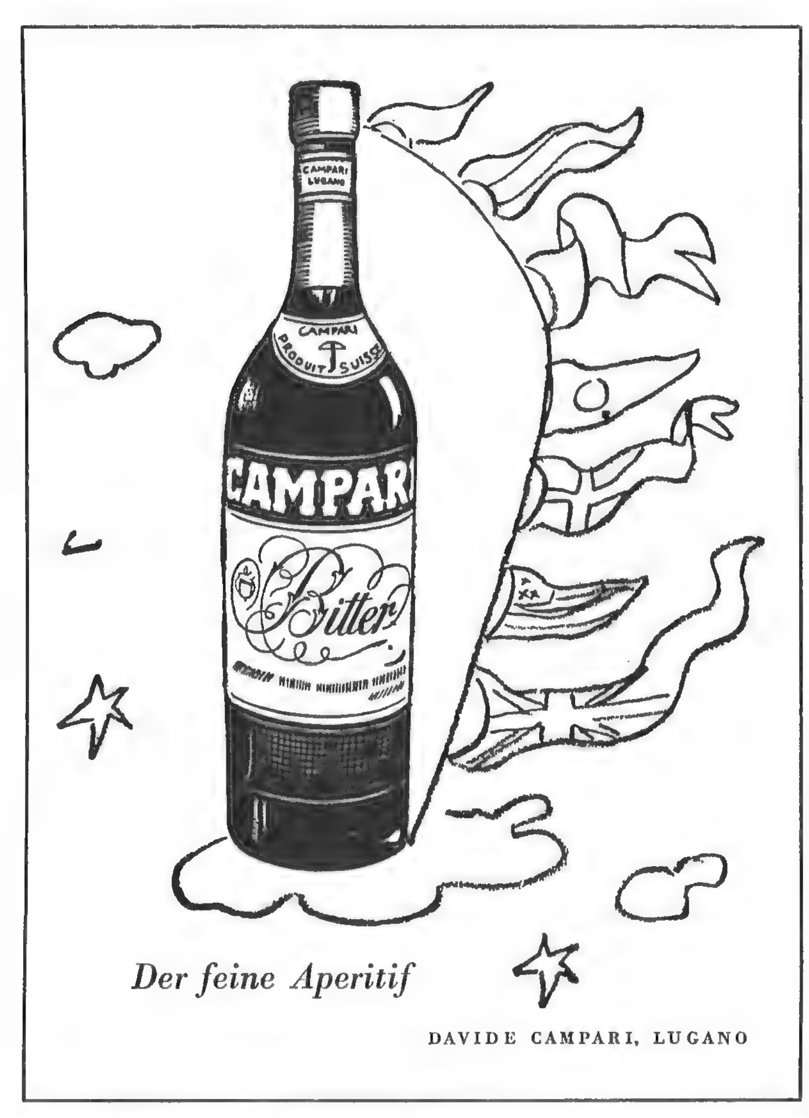
Die ärmsten in dieser tragischen Wanderung waren alte Frauen. Als ich sie anschaute, mußte ich denken, die Gestalten der griechischen Tragödien sind nichts gegen die Unglücklichen der Tragödie des 20. Jahrhunderts.

Als nach einigen Stunden sogar die Begleitmannschaft genügend ermüdet war, wurde uns befohlen, in den Block zurückzukehren.

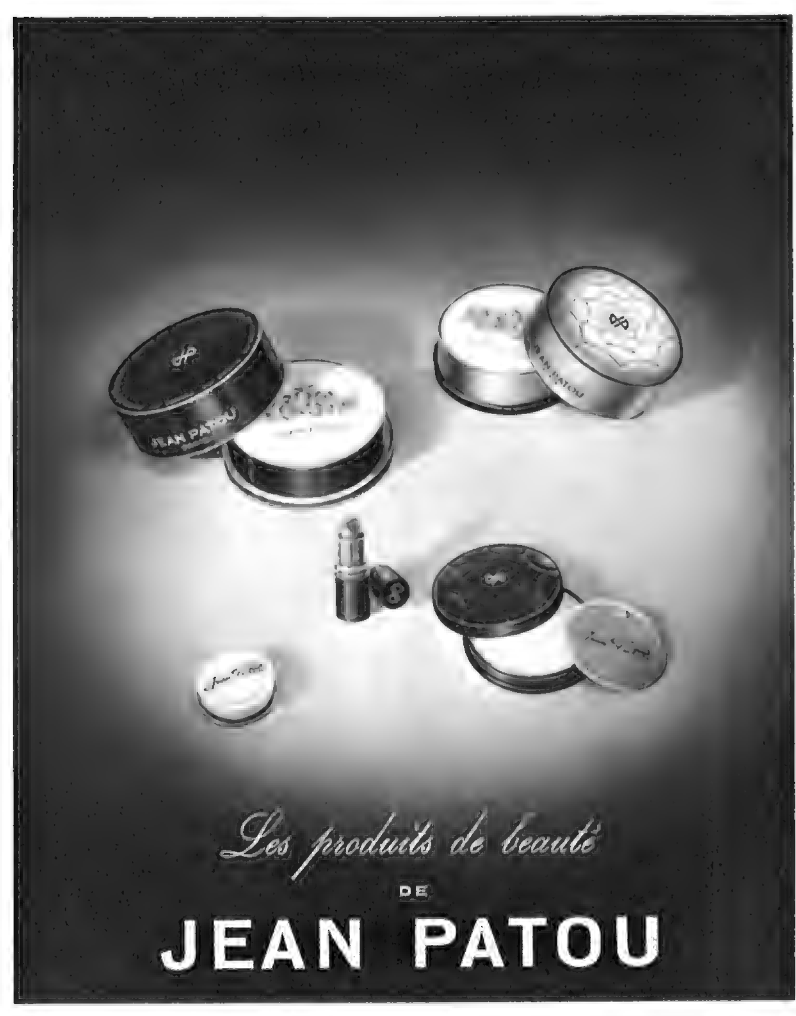
Vor dem Tore tauchte wie hergezaubert wieder der Arbeitsdienstführer mit seinem Motorrad auf, dick wie ein Schwein, angegessen, warm und trocken angezogen. Unser jämmerlicher Anblick erfreute ihn außerordentlich. Er stieg sogar von seinem Motorrad herunter, stellte sich vor dem Tor auf und vor Lachen sich schüttelnd, schlug er jede, die durch das Tor gehen mußte, auf den Rücken.

Erst ließ er so alle das Tor passieren, dann ging er selber in den Hof, und als er den See mitten im Hof erblickte, fing er zu schreien an:

«Schwimmen, jetzt hier schwimmen. Also vorwärts, schnell! Schwimmen!»











«Es ist keiner groß vor seinem Kammerdiener!»

sprach Napoleon I. Und so ist es: der größte Feldherr, der bedeutendste Geist verliert viel von seinem Nimbus, wenn er im Nachthemd dasteht.
«Ein Pyjama also?», hören wir Sie sagen. «Ich will kein Pyjama, ich mag kein Pyjama! Es schnürt mich ein, man schläft nicht bequem ... zum Kuckuck mit dem Pyjama!»
Wir begreifen jene, die so reden: sie kennen eben das *Scherrer*-Pyjama noch nicht, mit seinem perfekten englischen Schnitt, dem neuen regulierbaren Gürtel — wie wohl fühlt man sich in einem *Scherrer*-Pyjama!

In den meisten guten Geschäften erhältlich



Scherrer

Fabrikanten: AKTIENGESELLSCHAFT JACOB SCHERRER, ROMANSHORN Tel. (071) 63333

EINE SEIT JAHRZEHNTEN GEPFLEGTE TRADITION HANDWERKLICHER SCHUHMACHERKUNST NACH DEN GEH- UND STEHFUNKTIONEN MODELLIERTE LEISTEN SIND DIE GRÜNDE DER VOLLKOMMENHEIT DER LÖW- UND PROTHOS-SCHUHE

Unsere Verzweiflung war nur in unseren Blicken zu lesen. Da er immer vor Lachen brüllte, zögerten wir mit der Ausführung des Befehls, und die eine oder andere versuchte sogar, ein künstliches Lachen aufzusetzen.

Das Wasser war schrecklich schmutzig, aller Unrat aus einer provisorischen Latrine auf dem Hofe floß dahin ab. Die Aussicht auf ein Bad in dieser Jauche war grauenvoll. — «Also schnell, schwimmen!»

In diesem Augenblick wurde durch das Tor eine Neue eingelassen. Sehr elend, mit nur noch kleinen Haarbüscheln auf dem Kopf (man merkte sofort die Folgen von Typhus) und mit einer Brille. Eine traurige, irgendwie tragikomische Gestalt. Demütig bleibt sie am Tor stehen. Der SS.-Mann erblickt sie, mit einer unerwarteten Bewegung wirft er sie zu Boden, zerrt sie in die Pfütze und, in seinen hohen Gummistiefeln watend, zieht er sie an den Beinen durch das Wasser. Immer wieder taucht der Kopf im Wasser unter, die Brille fällt herunter, die Arme prustet und quält sich unsagbar. Der Deutsche beachtet es nicht und schüttelt sich vor Lachen, sein Opfer immer wieder untertauchen lassend.

Kasia, die bauernschlaue Bergmagd, rettet die Situation. Sie hebt ihren Rock, läuft ins Wasser und beginnt zu brüllen:

«Schwimmen, schwimmen, schwimmen!» und bricht in ein hysterisches Lachen aus. Der SS.-Mann unterbrach einen Augenblick sein Gebrüll und wandte sich dem Mädel zu. Das Opfer nutzte den Moment; mit einer Schlangenbewegung entwand es sich den Händen des Henkers und lief, vor Wasser und Dreck triefend, unter die Blockwand. Während ich sie ansah, dachte ich: Vielleicht — vielleicht ist es doch wahr, daß eine Sintflut kommt!

Der Rascher-Pestalozzi

Wer mit der Lektüre der Schriften Pestalozzis etwas Mühe hat, der steht damit gewiß nicht allein. Sie sind schwer entstanden — «um meine Arbeit zu vereinfachen, schreibe ich ganze Bogen und werfe sie weg für wenige Zeilen, die ich benutze. Es ist unglaublich, wie bei mir jede einfach leuchtende Stelle ein Resultat mühsamer, schwerfälliger Arbeit ist» —, so bekennt er es selbst. «Aber wenn Du Nächte durchwachen müßtest, um mit zwei Worten zu sagen, was andere mit zwanzig erklären, so laß dich deine schlaflosen Nächte nicht dauern.» Solch leuchtendes Edelgestein findet sich auf Schritt und Tritt in dem großartigen Gebirge seines Schriftwerkes, dessen reiche und wundersame Goldadern heute jedermann leicht zugänglich gemacht werden. Mancher wird gut tun, zuerst mit einführenden Schriften über ihn zu beginnen, etwa mit Aphorismen, wie sie Otto Müller 1941 trefflich zusammengestellt hat («Die Stimme Pestalozzis», Urs-Graf-Verlag; Fr. 2.45). Vom selben Verfasser erschien 1940 in Aarau ein überaus hilfreiches Schriftchen über Pestalozzis Idee der Menschenbildung — zur Erweckung geistigen Schweizertums (Fr. 1.30). Wer sich mit diesen Wegleitern beschäftigt, wird gerne zu dem prächtigen Roman Wilhelm Schäfers greifen, dem «Lebenstag eines Menschenfreundes», wohl heute noch die schönste dichterische Darstellung seines Ringens und Gelingens. Dann kann ihm die Schilderung des gedanklichen Lebensweges, wie sie Walter Guyer in seinem bedeutenden Pestalozzibuch (Huber & Co., Frauenfeld 1932) durchführt, nicht mehr schwerfallen. Nun zu den Schriften selbst. Die Ausgabe von Adolf Haller muß vorzüglich genannt werden: in vier Bänden faßt er das Wesentliche im Verlag Birkhäuser zu einem wahren Volkspreis zusammen. Das Jubiläumsjahr 1946 brachte uns gerade zwei Gesamtausgaben, zwischen denen die Wahl allerlei Qual verursachte: eine des Eugen-Rentsch-Verlages, die andere erschien bei Rascher in Zürich in 10 Bänden, herausgegeben von Emilie Boßhart, Emanuel Dejung, Lothar Kempter und Hans Stettbacher. Da sind nun die erschütternden und erregenden Dokumente dieses großen Tatlebens erneut zugänglich, von «Lienhard und Gertrud» angefangen über die Fabeln, die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und philosophischen Schriften bis zu der Lenzburger Rede und dem Schwanengesang. Da sind die Menschheitsschriften über Gesetzgebung und Kindermord, die Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts, der unvergängliche Brief an einen Freund über den Aufenthalt in Stans. Der Greis ruft mit unerhörter Kraft die Unschuld, den Ernst und den Edelmut seines Vaterlandes auf. Wen geht das heute noch an? Jeden. Aber es gibt gewiß viele Einstellungen zu diesem Manne, sein wunderliches, wunderbares Leben liest sich auch in diesen ergreifenden Zeugnissen seines Weges wie eine Legende, die auch der schätzt, der ihm nicht weiter nachfolgen will. Um so mehr gibt er dem, der selber tätig in menschenbildender Arbeit steht. Hier erweist sich Pestalozzi, dieses Genie des Ausharrens, als eine mächtige Quelle des Zuspruches. Er weiß um das Widrige und das Mühsame des Widerstandes, des Spröden, das sich jedem Ideenmenschen entgegenstellt, mehr noch um das Dumpfe und Dumme der «Herzensesel» als um das Schwierige der bloßen Materie, die es zu formen und zu bändigen gilt. «Es braucht unendlich viel mehr», sagt er, «etwas Gutes in der Welt durchzusetzen, als dasselbe bloß wie einen Traum den Menschen gemalt vor ihre Augen zu stellen, daß sie darob staunen und sein Bild schön finden.» Im Dunkel dieser Zeit wird jeder Verzagende und Versagende von seinen Schriften eine unerwartete Stärkung erfahren. Die Schätze solcher Werke sind die wahren Schätze der Menschheit.

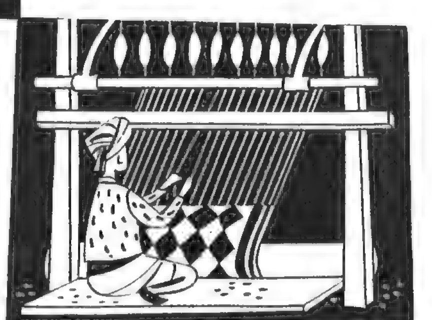
W. R. C.



Der echte Perser

Er ist der Stolz des Besitzers und eine Zierde für jeden Raum

Seine Herstellung erfolgt immer noch wie in uralten Zeiten auf dem Handknüpfstuhl.





Unsere Auswahl kann an Mannigfaltigkeit nicht übertroffen werden.

Chervet



Macht Ihnen Ihre Haut Sorge? Haben Sie mit einigen Hautpflegemitteln schlechte Erfahrungen gemacht? Dann wenden Sie sich an uns! Zu diesem Zwecke haben wir einen Spezialdienst eingerichtet, der vollkommen gratis arbeitet.

Einige Ratschläge:
Für blutleere Haut — mag sie fett, trocken oder normal sein — raten wir Ihnen zu Creme 407 oder zum Huile Nutriderme à l'Orange. — Wenn Sie erweiterte Poren haben und Ihrem Hautgewebe wieder jugendliche Straffheit und Frische geben wollen, dann nehmen Sie die Lotion 270. Gegen unreinen Teint und Mitesser ist die Lotion camphrée oder Élixir camphré ausgezeichnet.

Fühlen Sie Müdigkeit in den Augen? Das Oel Iris stärkt die Muskeln der Augenlider. Die Tropfen Merveille erfrischen Ihre Augen und geben Ihrem Blick etwas Strahlendes.

Verlangen Sie Probepackung und Ratschläge von der Académie Scientifique de Beauté de Paris, 8, Rôtisserie, Genf (50 Rp. in Marken für Unkosten beilegen).



Pfister-Möbel sind zeitlos schön

Der Wunschtraum jeder wohnbegeisterten Braut und Hausfrau sind die schönen Pfister-Möbel, denn sie bieten besten Wohnkomfort. Herrliche Barockmöbel dieser Art sind die große Spezialität der Möbel-Pfister AG. Entwurf, Modell und Alleinverkauf: Möbel-Pfister AG., gegr. 1882. Vorbildliche Wohnkunst-Ausstellungen in Basel, Zürich, Bern sowie in der Fabrik in Suhr bei Aarau. Den neuesten Katalog 1948 verlangen! Zustellung gratis. Reisevergütung bei Kauf einer Einrichtung. Franko Hauslieferung überallhin. Bitte besichtigen Sie dieses gediegene, preiswerte Speisezimmer in unseren Ausstellungen. Es ist jetzt ausgestellt.





Wirksame Verbrechensverhütung

«Die seelische Hygiene sucht nicht Schuld und Sühne, sondern die Ursachen der verbrecherischen Laufbahn festzustellen und zu beheben. Vorbeugung statt bloßer Ahndung liegt in aller Interesse.» — Mit diesen Sätzen schließt der Herausgeber Heinrich Meng seinen Beitrag in dem soeben erschienenen, über 500 Seiten starken Band: Die Prophylaxe des Verbrechens (Verlag Benno Schwabe & Co., Basel). Das wichtige Sammelwerk versucht das in unserer Zeit steil ansteigender Kriminalität besonders aktuelle Problem der Verbrechensverhütung umfassend darzustellen. Neben den medizinischen und juristischen Aspekten werden hier Fragen des Anstaltswesens, der Soziologie und der Pädagogik gebührend berücksichtigt. André Repond, der Begründer des medico-pädagogischen Dienstes im Kanton Wallis und Präsident des «Schweizerischen National-Komitees für geistige Hygiene», stellt eine Gruppe von jugendlichen Dieben und Betrügern vor, die als «Gentlemen Cambrioleurs» meist gutsituierten Kreisen entstammen und ihre Familien und die Gesellschaft im allgemeinen vor besonders heikle Probleme stellen. 25 typische Fälle zeigen die Eigenart dieser vor allem durch Vererbung und Milieueinwirkung dis- oder antisozial Gewordenen; Repond erörtert die therapeutischen Maßnahmen.

Das Problem der jugendlichen Kriminalität rollt Elisabeth Rotten in ihren Betrachtungen über das Jugendstrafrecht auf. Sie kommt dabei zu dieser Schlußfolgerung: «Den Vergeltungsgedanken tilgen, die Jugend aus Verwirrung, Trotz oder Verängstigung hinausführen, Erziehungs- und Entwicklungshemmungen beseitigen, ihre eigenen Kräfte lösen, aufbauend richten und an erreichbare, die Selbstachtung stärkende Ziele binden — dies sind die großen Leitmotive, die das stetige Feuer im Herzen derer wach erhalten, die irregeleiteter Jugend helfen möchten.» — Daß die Erreichung derartiger Ziele einen gründlichen Umbau des bestehenden Jugendstrafrechtes erfordert, ist die wesentlichste Erkenntnis, die jeder nach dem Studium der prägnanten Ausführungen von Elisabeth Rotten gewinnt.

Verbrechensverhütung als Teil der Gesellschaftspsychohygiene wird von Paul Reiwald vor allem definitionsmäßig und durch Diskussion der internationalen soziologischen und psychohygienischen Literatur dargestellt. Der Genfer Jurist und Soziologe verbindet dabei seine eigenen kriminologischen und massenpsychologischen Forschungsergebnisse in übersichtlicher Weise mit den neuesten anderwärts erzielten Resultaten.

Die folgenden drei Aufsätze führen unmittelbar in die Praxis der prophylaktischen Arbeit ein. — Der Zürcher Nervenarzt Sigwart Frank berichtet über fremde und eigene Erfahrungen, die mit moralisch Gefährdeten und Labilen, bedingt Verurteilten und aus dem Gefängnis entlassenen Kriminellen gemacht wurden. Seine Patienten waren während der Behandlung nicht in einer Anstalt interniert, sondern standen in ambulanter Therapie. — Im Gegensatz dazu gibt Arthur Kielholz, der frühere Leiter der aargauischen kantonalen Heilanstalt Königsfelden, einen Ueberblick über seine Beobachtungen an anstaltsinternierten Kriminellen, die an Perversionen, Rauschgiftschäden und Geisteskrankheiten litten. Seine ausgedehnte Gutachtertätigkeit und die Tatsache, daß der Autor das Schicksal seiner Patienten jahrzehntelang auch noch nach der Internierung verfolgen konnte, erhöhen den Wert seiner Urteile über Erfolge und Mißerfolge der Anstaltsbehandlung. — Der Berner Schriftsteller Carl Albert Loosli, der schon seit vielen Jahren für die Verbesserung des Anstaltswesens und des Schicksals der Verding- und Pflegekinder kämpft, stellt eine Reihe von Thesen zur zweckmäßigen Reform der Anstalten auf.

Der Herausgeber, der an den Schweizer Universitäten noch immer der einzige ist, der Psychohygiene als ständiges Lehrfach vorträgt, entwickelt in seinem abschließenden Aufsatz Vorschläge zur Verhütung von Verbrechen und Verwahrlosung im allgemeinen. Als fundamentales Beispiel zieht er das Verbrechen des jüngsten Weltkrieges und die Lehren des Nürnberger Prozesses heran. Durch Analyse der Geschehnisse, die zur Katastrophe führten, versucht er, die Grundlagen einer Präventivhygiene aufzuzeigen. Hiebei gilt das ärztliche Tun im allgemeinen als Modell der Prophylaxe. Mit seiner Auffassung des Verbrechens als «soziales Unrecht» (Dostojewski: «Die Not war zu groß — so konnten sie nicht Ebenbilder Gottes bleiben.») kommt Meng zu dem Schluß, daß auch heute noch die Gesellschaft für das Verbrechen als ebenso verantwortlich angesehen werden muß wie das «böse» Individuum. «Dadurch soll nicht etwa der Bereich des Schuldgefühls erweitert oder das Verbrechertum in Schutz genommen werden. Vielmehr ist die soziale und individuelle Mitverantwortung die Basis jeder wirklichen Bemühung zur Heilung und zur sozialen Einordnung. Beide müssen in einer echten Gemeinschaft verwurzelt sein. Eine für die Prophylaxe des Verbrechens leistungsfähige Gesellschaft hat das Kriminelle in ihr möglichst nicht durch Ausstoßung zu beseitigen; die Erziehung zur individuellen und gesellschaftlichen Verantwortung, für Tun und Lassen des Einzelnen und der Gemeinschaft wird die Grundlage für die Prophylaxe des Verbrechens sein.»

Fortsetzung von Seite 26

Die Frau des Irrenarztes

Damit warf sie sich über den Tisch und weinte zum Herzzerbrechen. Auch ich konnte vor Ergriffenheit lange kein Wort mehr hervorbringen. Dennoch mochte ich es nicht unterlassen, zu bemerken: «Aber liebe, gute Freundin, müssen Sie nicht doch zugeben, daß die Besorgnis Ihres Gatten gerechtfertigt ist? Ich meine, daß der leicht erregbare Jüngling unter Umständen . . .»

Sie unterbrach mich leidenschaftlich.

«Das . . . mein Gott, nein, nein! Ich trag's gradezu als Gewißheit in mir, daß Diem sich niemals an mir vergreifen würde. Sie hätten es nur einmal miterleben sollen, wie seine gequälte, gelähmte Seele unter meinem Einfluß auflebte, wie die Starrheit sich mählich löste. Unendlich beglückend war dieses Erwachen aus dumpfer Sucht und Qual.»

Der bewegte Erzähler vermochte kaum weiterzusprechen.

«Schwer zu erklären, wie dann das Furchtbare geschehen konnte», seufzte er auf. «Es war eben doch ein verhängnisvoller Irrtum, dem die teure Seele sich hingab. Aber fraglos konnte die Katastrophe verhütet werden. Mir wird es heut noch schwarz vor den Augen, wenn ich daran denke! Ein durch und durch gewissenhafter Arzt, Forscher von Weltruf . . . Und dann auf solch plumpen Psychopathentrick hereinzufallen! Einfach unbegreiflich. Er hätte den gefährlichen Burschen entweder richtig internieren oder auf Schritt und Tritt streng überwachen müssen.» — «Glauben Sie wirklich, der Kranke wäre zu retten gewesen?» fragte ich wenig überzeugt.

«Er wahrscheinlich nicht, aber sie!» entgegnete er mit Heftigkeit. «Darauf hat der gute Mann eben zu wenig geachtet. Sie freilich ahnte lang vorher Unheil. Als Balthasar ihr von seinen therapeutischen Erfolgen mit Diem berichtete, schüttelte sie ungläubig den Kopf. In der angeblichen Ruhe und Arbeitslust des Kranken erblickte sie nur eine Kriegslist, um völlige Bewegungsfreiheit zu erlangen. Etwas hätte den Arzt jedenfalls stutzig machen sollen. Diem fragte nämlich nie mehr nach der einstigen Mentorin, sogar zeigte er sich bei einer zufälligen Begegnung ihr gegenüber so befremdend gleichgültig, daß sie den Gatten beschwor, ihn nicht länger frei herumlaufen zu lassen. Er lachte sie nur aus und genoß seinen fragwürdigen Triumph. Ist's denn überhaupt zu fassen? Wer die durchtriebenen Listen, die Verstellungskünste gewisser Geisteskranker kennt, greift sich an den Kopf. Fraglos lauerte Diem nur auf eine günstige Gelegenheit. Um es kurz zu machen: diese bot sich ihm dann auch an einem herrlichen Sommernachmittag. Frau Balthasar nahm öfters Sonnenbäder im Boot. Das mochte Diem beobachtet haben. Wie er es dann aber bewerkstelligte, unbemerkt hinauszuschwimmen, ist den Leuten jetzt noch ein Rätsel. Vermutlich hatte er dabei gar keine bösen Absichten. Möglicherweise geschah's in der einfältigen Meinung, seinen Schutzengel, ungehindert von Aerzten und Wärtern, sehen und sprechen zu können. Aber leider, leider! Sie hatte ja schon angefangen, den einstigen Schützling zu fürchten. Was dann geschah, weiß eben niemand genau. Anscheinend lag sie schlummernd im Boot, fuhr dann bei einem verdächtigen Geräusch hoch und sah zu ihrem größten Entsetzen unverhofft den verwegenen Schwimmer vor sich, der Miene machte, zu ihr ins Boot zu klettern. Sie verlor völlig den Kopf und tat das, was jede andere an ihrer Stelle auch getan hätte: sie schrie auf in Todesangst und suchte sich mit dem Ruder des vermeintlichen Mörders zu erwehren, umsonst . . . Von der Veranda seines Hauses sah Dr. Balthasar, von dem verzweifelten Hilferuf aufgeschreckt, ohnmächtig zu, wie der tolle Pirat das schmale Boot zum Kentern brachte, die vom Schreck Gelähmte nach kurzem Kampf mit sich in die Tiefe zog . . .

Tat eines unheilbar Wahnsinnigen oder Rache eines Verzweifelten — wer will es entscheiden? Es gibt Vereinsamungen, von deren Furchtbarkeit ein halbwegs geborgener Mensch keine Ahnung hat, Finsternisse, die keine Leuchte der Weisen zu durchdringen vermag . . .»

Noch lange, nachdem der Erzähler sich von uns verabschiedet hatte, sannen wir dem bitteren Los der drei ungleichen Menschen nach. Schuldlos-schuldige Opfer einer verstörten Welt! Der verzärtelte Jüngling, den die Abtrünnigkeit der über alles geliebten Mutter um den Verstand brachte, der alte Arzt, den all sein Wissen nicht vor Torheit schützte, und die liebreiche Frau, die den Mut zur entscheidenden Tat nicht mehr aufbrachte . . .

Plötzlich aber stand es mit unabweislicher Gewißheit vor meinem inneren Gesicht: Einzig Beatrix, die dem armen reichen Jüngling das verlorene Mutterherz wiedergeben wollte, war berufen, den Unglücklichen zu retten, denn nur in ihrer Brust strahlte das Wunder der Erlösung, das Sakrament der Liebe. Die Neunmalklugen aber verleumdeten die barmherzige Samariterin, entrissen ihr den Schützling und stießen den halb schon Geretteten in die Hölle zurück . . .

Das düstere Geschehen berührte mich wie ein Abbild der Kämpfe und Krämpfe unserer Zeit und der grauenerregenden Gefahren, die der verstörten Menschheit drohten.

Von wannen war die Rettung zu erhoffen, wenn nicht von der Wiedergeburt des Reiches der Liebe? In Trauer versunken, dachte ich an Beatrix im Inferno und starrte dabei selbstvergessen nach dem abendlich entflammten Horizont, als müßte aus dem Flammenmeer die Gestalt des Erlösers aufsteigen.

■


Natur und Wissenschaft
schaffen ein wirksameres VITAMOL!
In gemeinschaftlichem Suchen fanden Universitäts-Laboratorien und die wissenschaftlichen Forscher der Hamol A.-G. in der Sonnenblume eine hervorragend wirksame Form des Vitamins «F«.
Frauen, die neuzeitlich denken, profitieren davon. Das neu aktivierte Vitamin «F» in Vitamol belebt die müde Haut auf eine bisher nie erreichte Art. Rascher der Erfolg – intensiver die Wirkung. Resultat: Eine Haut, frisch wie die Blume im Morgentau.
Die grüne Tube (Nährcrème)
zur Hautregenerierung über Nacht
Die blaue Tube (Tagescrème)
zum Schutz der Haut über Tag
Tube Fr. 3.75
Vitamol
Vitamol
sichert rascheren Erfolg in der Schönheitspflege